

DER EINDIMENSIONALE

ROBERT STADLOBER • ANDREAS SPECHTL KRISTOF SCHREUF • THOMAS EBERMANN

Koproduziert von: STEIRISCHER HERBST und dem POLITTBÜRO HAMBURG Freundlich unterstützt von: MUSICBOARD BERLIN • KONKRET • FSK • GOLEM

Plakatgestaltung: RICHARD WILHELMER • Programmheftgestaltung: NIKI BONG Fotos: STEFAN PABST (im Tierpark) • CONNY WINTER (im Golem) • DPA

Verwertungsrechte der von uns verwendeten Textauszüge aus dem Werk von Herbert Marcuse »Der eindimensionale Mensch«. Die Nutzungsrechte beziehen sich auf die von P.-E. Jansen herausgegebene Neuauflage des Werkes aus dem zu Klampen Verlag, Springe.

> PREMIERE: 9. OKTOBER 2014 steirischer herbst festival • Graz

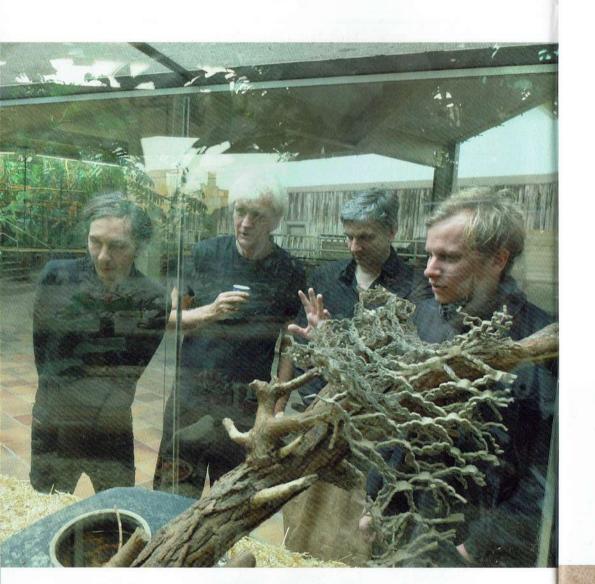












DER EINDIMENSIONALE MIRD FÜNFZIG. Jabot Man une

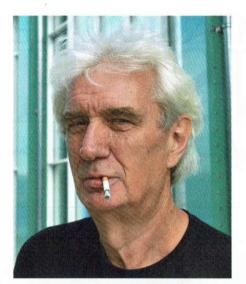
Vor 50 Jahren herrschte Ruhe - dann, wie man weiß, brach einiges los: Rebellion in Paris, Zerwürfnis mit der Staatspolitik in den USA, wilde Streiks in Turin, Unbotmäßigkeiten (fast) überall. Nicht hervorgerufen, aber doch beeinflusst vom »Philosophen der Neuen Linken«, wurde das herrschende System, wenn nicht bedroht, so doch herausgefordert. Eine »Kraft der Negation«, deren Verfallsdatum man kennt, entstand. Sie wollte mehr als das dankbar-bescheidene »IMMERHIN«. Herbert Marcuses Porträt des »Eindimensionalen Menschen«, der bis heute die Mehrheit in allen Industrieländern stellt und sich immer treu zu bleiben scheint, analysierte und ätzte gegen die »Hölle der Gesellschaft im Überfluss«, den Deal aus wachsendem Konsum und Unfreiheit.

Was machte und macht sein »glückliches Bewusstsein« aus? Wie gehen In formiertheit und Verblödung Hand in Hand? Wie hat das Sich-Einfügen über das Denken, das mit Kritik erst beginnt, turmhoch gesiegt? Keine dieser Fragen ist veraltet – die »Große Weigerung« bleibt so notwendig, wie sie wenige Anhänger hat.

Kompositionen, mit denen drei Musiker aus der Eindimensionalität dessen ausbrechen, was sie mit ihren Formationen sonst so pflegen, lehnen sich an den Kritischen Theoretiker an. Natürlich – schon weil die Revolte damals sich antiautoritär nannte – wird er auf der Bühne kritisiert, wo er im Irrtum war. Der »ALTE« kommt auch selbst zu Wort, wird rezitiert oder quatscht dazwischen. Das »Team Marcuse« leidet schließlich auch an manchem »falschen Bedürfnis«.

Versprochen wird ein Abend, der unakademisch ist – und dennoch nicht dem »gesunden Menschenverstand« huldigt.

Thomas Ebermann



Thomas Ebermann war in den Siebzigern im Kommunistischen Bund aktiv; in den Achtzigern im ökosozalistischen Flügel der Grünen.

Zahlreiche Publikationen und satirische Lesungen mit Rainer Trampert. Seit zehn Jahren Initiator der literarischtheatralischen Reihe »Vers- und Kaderschmiede« im Polittbüro/Hamburg.

Autor des Bühnenstücks »Der Firmenhymnenhandel«. Seit dreißig Jahren Autor und Diskutant in **konkret**.



Robert Stadlober ist Schauspieler, Musiker und schreibt auch manchmal. Geboren im österreichischen Kärnten kam er in frühester Jugend nach Berlin. Lebte seitdem hier und dort und tat dies und das mit dem ein oder anderen.



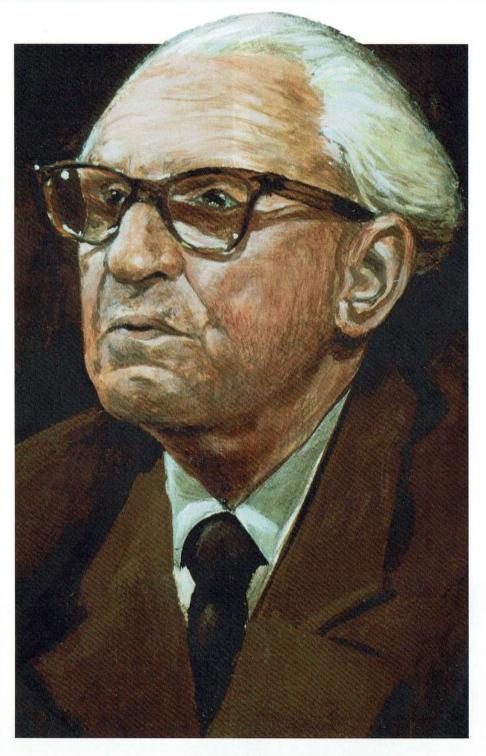
Andreas Spechtl ist Musiker und Texter. Aufgewachsen im österreichischen Burgenland, kam 2009 über Wien nach Berlin und macht hier seither Musik mit vielen Menschen, u.a. mit der Gruppe Ja, Panik und Christiane Rösinger.



Kristof Schreuf ist Autor, Musiker und ungewollte Legende. Er wirft Wörter auf Seiten und Saiten seit Jahrzehnten. Er lebt in Berlin und arbeitet überall.

Miriam Schmidt, aufgewachsen im Badischen, lektoriert seit Jahren und hat als hervorragende Dramaturgin den ein oder anderen zum Scheitern verurteilten Theaterabend gerettet.

Astrid Noventa, geboren in Nürnberg, ist Bühnen- und Kostümbildnerin für Theater, Opernhäuser und AJZs, lebt in Berlin und stattete diverse Abende im In- und Ausland aus, die sonst wohl nackt geblieben wären.



Roger Behrens

1. Bedürfnisse

»Wir können wahre und falsche Bedürfnisse unterscheiden. ›Falsch‹ sind diejenigen, die dem Individuum durch partikuläre gesellschaftliche Mächte, die an seiner Unterdrükkung interessiert sind, auferlegt werden: diejenigen Bedürfnisse, die harte Arbeit, Aggressivität, Elend und Ungerechtigkeit verewigen.«

»Das Ergebnis ist dann Euphorie im Unglück. Die meisten der herrschenden Bedürfnisse, sich im Einklang mit der Reklame zu entspannen, zu vergnügen, zu benehmen und zu konsumieren, zu hassen und zu lieben, was andere hassen und lieben, gehören in diese Kategorie falscher Bedürfnisse.«

»Die Menschen erkennen sich in ihren Waren wieder; sie finden ihre Seele in ihrem Auto, ihrem Hi-Fi-Empfänger, ihrem Küchengerät.«

Draktisch bleibt eine Theorie der Bedürfnisse bis weit in die Moderne hinein ausgespart; selbst das konkrete, auf Genuss und Geschmack verweisende Konzept des Appetitus, das sich bei Spinoza und Hobbes findet, wird vom nachfolgenden Idealismus, der den Begriff des Bedürfnisses bloß abstrakt fasst, abgedrängt. Erst Hegel formuliert mit seinem System der Sittlichkeit zugleich ein System der Bedürfnisse. Herbert Marcuse hat das zum Ausgangspunkt in seiner Hegelstudie »Vernunft und Revolution« von 1941 genommen: In seiner ersten großen Arbeit, die er in den USA verfasst, zeigt Marcuse, dass kritische Gesellschaftstheorie wesentlich kritische Theorie der Bedürfnisse ist - und damit auch kritische Theorie gesellschaftlicher Praxis. Damit hat er einen Hegelmarxismus formuliert, der über Lukács' »Geschichte und Klassenbewusstsein« von 1923 weit hinausgeht: Hineingenommen in die kritische Theorie von Sein und Bewusstsein, Basis und Überbau, Herrschaft und Emanzipation ist jetzt, über den Begriff des Bedürfnisses vermittelt, die Kategorie des Glücks. Davon ausgehend hat Marcuse dann, ergänzt durch »Triebstruktur und Gesellschaft« (1955), im »Eindimensionalen Menschen« seine Kritik der »wahren« und »falschen« Bedürfnisse formuliert: Dabei geht es keineswegs, wie gerne unterstellt wird, um eine anthropologische Festlegung oder gar diktatorische Vorschrift, was denn nun die echten, menschlichen Bedürfnisse seien, sondern vielmehr um das durch die Kommodifizierung der Bedürfnisse kontaminierte Glück.

Marcuse führt hier aus, was Anfang der vierziger Jahre am Institut für Sozialforschung von Horkheimer, Marcuse, Adorno, auch Ludwig Marcuse, Günther Anders und sogar Brecht etc. diskutiert wurde: dass mit dem Spätkapitalismus eine Gesellschaft entstanden ist, die ohne weiteres die Befriedigung der Bedürfnisse aller gewährleisten könnte, die aber ins genaue Gegenteil tendiert, zu einem System der Versagung und des Verzichts. Zur Disposition stand, dass in der Regie des New Deal ein verfassungsmäßig garantiertes Pursuit of Happiness zur Ideologie geriet, eine Ideologie im Sinne eines notwendig falschen Bewusstseins nämlich, die damals schon ganz offiziell von der Psychologie, dem Behaviorismus und der Marktforschung formuliert wurde: dass das Bedürfnis wesentlich über den Mangel definiert wird, und nicht über seine lustvolle Befriedigung oder befriedigende Lust.

Wie aggressiv auch in der Linken auf Marcuses Kritik der falschen Bedürfnisse reagiert wurde, belegt nachgerade Marcuses Befund: wie weit die Phantasie, sich andere Weisen der Weltaneignung überhaupt nur vorzustellen, schon abhanden gekommen ist. Es kommt nicht von ungefähr, dass von Lenin bis Mao in dem hübschen Marxsatz »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!« die »Bedürfnisse« durch »Leistungen« ersetzt wurden.

Das Leistungsprinzip rationalisiert die Bedürfnisse unter dem Aspekt des Nutzens; mit dem fortschreitenden Individualismus ist das: Eigennutz. Im Warenkonsum darf sich auch das Ich-schwache Individuum den ansonsten verpönten Egoismus leisten. Damit das nicht unmittelbar erscheint als das, was es ist, nämlich die Reduktion menschlichen Verhaltens auf das Reiz-Reaktions-Schema, wird die Sphäre des Konsums mit einem ästhetischen Schleier überzogen: Der Schein der Ware verspricht, dass das Glück im Wa-

rending selbst liegt (und nicht in der unreglementierten Erfahrung im Umgang mit der Welt).

»Hier bin ich Mensch, hier kauf ich ein!«

– Über die postmoderne Pluralisierungsideologie hat sich seit den siebziger Jahren, wo
McDonald's, Ikea, H&M, C&A, Levi's, Nestlé, Aldi, Walmart etc. endgültig die konsumistische Matrix des Lifestyles bilden, der
eindimensionale Mensch scheinbar multidimensional vervielfältigt. Niemand lässt
sich heute mehr seine Bedürfnisse als
»falsch« vermiesen; mit der richtigen Einstellung sind alle Bedürfnisse irgendwie auch
»richtig«.

Marcuse geht es mitnichten um die besserwisserische Bestimmung der »richtigen« oder »falschen« Bedürfnisse, erst recht nicht darum, Menschen in ihren Wünschen und Begehren zu maßregeln; vielmehr ist die These, dass durch die Art und Weise der Bedürfnisbefriedigung in der kapitalistischen Konsumgesellschaft die Fähigkeit, Bedürfnisse als menschliche Qualitäten überhaupt formulieren zu können, beschnitten wird. Gerade das drückt ein wesentliches Motiv der Charakteristik des eindimensionalen Menschen aus.

Roger Behrens, laut Berufsnomenklatur der eindimensionalen Gesellschaft: Autor, Kritiker, Publizist; hat einmal ein Buch geschrieben über Marcuse (»Übersetzungen«, Mainz 2000), plant ein weiteres mit dem Titel »Die Große Weigerung«.

Dirk Braunstein

2. Hölle der Gesellschaft im Überfluss

»Jene, die in der Hölle der Gesellschaft im Überfluss leben müssen, werden mit einer Brutalität bei der Stange gehalten, die mittelalterliche Praktiken und solche der frühen Neuzeit wiederbelebt.«

Ist dieser Satz für sich genommen leicht missverständlich – als sei materieller Überfluss nichts durchaus Wünschenswertes, sondern bereits Hinweis auf eine höllische Verfasstheit; als solle einer kulturpessimistischen Rückbesinnung auf das einfache, materiell karge Leben vorindustrieller Zeiten

das Wort geredet werden -, klärt sein Kontext darüber auf, dass es Marcuse um das immanente Strukturprinzip der kapitalistischen Gesellschaft zu tun ist; das, was entgegen allen anderslautenden zeitgenössischen soziologischen Beteuerungen nach wie vor ein Kampf der Klassen ist. Der ebenso nach wie vor von den Herrschenden mit aller Insistenz geführt und stets noch gewonnen wird. Indes hat sich die von Marcuse decouvrierte Brutalität – zumal in jenen fortgeschrittenen Industriegesellschaften, die über den Rest der Menschheit verfügen - in den Alltag verflüchtigt, keine außergewöhnlichen Praktiken der Beherrschbarmachung sind länger vonnöten. 50 Jahre nach Formulierung des Satzes möchte man wider besseren Wissen jenen Zeiten nachtrauern, in denen man Menschen noch zwingen musste, jene Hölle auszuhalten, zu der sie sich und anderen das Leben machen. Was mittelalterliche und frühneuzeitliche Repressalien erpressten, besorgen sich die Vereinzelten heute mittels Karriere, Freizeit, Konsum und tiefem Einverständnis mit allem, was Einverständnis produziert. Die Gesellschaft des Überflusses ist eine von Überflüssigen. Das hat wenig mit Geiz oder Gier oder Dummheit der Besitzenden zu tun, jedoch sehr viel mit der herrschenden ökonomischen Struktur, die unterdessen zu der der Gesellschaft insgesamt geworden ist: Kein Bereich, der nicht so dermaßen dem Profitmotiv unterworfen wäre, dass dessen Funktionsträgern - uns - noch einfiele, der emphatische Begriff des Lebens könnte auch ganz anderes meinen: ein völlig verschiedenes von dem, womit wir notwendig eindimensionalen Menschen uns bescheiden, weil alle Auswege bloß immer weitere Eingänge sind. Selbst die gesellschaftlichen Gewinner unterscheiden sich von den Verlierern kaum noch durch mögliche Glückserfahrungen, sondern nur mehr durch quantitative Verfügung: Werden die, die unten sind, mit billigem Dreck abgespeist, so die Oberen mit teurem. Während jenen die gegenwärtige Gesellschaft eine Hölle von Sinnlosigkeit und Schmutz zudenkt, fristen die augenblicklichen Sieger der Menschheitsgeschichte ihr Dasein in einer, die insofern als Himmel erscheint, als sie sich als die immerhin bestmögliche Hölle geriert. Das Programm des Kapitalismus: die Auslöschung

von Differenzen, Qualitäten sowie allem, was der totalen »Marktwerdung des Menschen« (Horst Tomayer) irgend im Wege zu stehen droht, belehrt darüber, dass von der »ganzen ökonomischen Scheiße« (Marx) nur eines zu erhoffen ist – dass sie endlich aufhöre zu sein.

Dirk Braunstein lebt seit Anfang des Jahres in Frankfurt und ist offizieller Adorno-Beauftragter des Fanclubs »Hatschongelb« des Zweitligisten FSV.

Dietmar Dath

3. Technischer Fortschritt und Unfreiheit

»Mit dem technischen Fortschritt als ihrem Instrument wird Unfreiheit – im Sinne der Unterwerfung des Menschen unter seinen Produktionsapparat – in Gestalt vieler Freiheiten und Bequemlichkeiten verewigt und intensiviert.«

»Darin besteht die reine Form von Knechtschaft: als ein Instrument, als ein Ding zu existieren. Und diese Existenzweise ist nicht aufgehoben, wenn das Ding belebt ist und seine materielle und geistige Nahrung auswählt, wenn es sein Ding-Sein nicht empfindet, wenn es ein hübsches, sauberes, mobiles Ding ist.«

»In diesem Universum liefert die Technologie auch die große Rationalisierung der Unfreiheit des Menschen und beweist die >technische< Unmöglichkeit, autonom zu sein, sein Leben selbst zu bestimmen. Denn diese Unfreiheit erscheint weder als irrational noch als politisch, sondern vielmehr als Unterwerfung unter den technischen Apparat, der die Bequemlichkeiten des Lebens erweitert und die Arbeitsproduktivität erhöht.«

Tja, was soll man sagen? Marcuse trägt da Ansichten über Dinge vor, die er noch gar nicht kennen konnte, und wie sehr oft bei ihm hat er auch mit diesen Ansichten wieder mal schlicht recht. Seit spätestens der Jahrtausendwende ist die IT-Umwälzung weltweit (also etwa auch in Bangladesch oder den Rohstoffminen Südamerikas) das Hauptinstrument bei der Zurichtung von Produktionsprozessen für Kapitalinteressen. Die administrativen Techniken, also sozialen Praktiken, die das begleiten, werden aus dem Stand der Tech-

Stichwort wie »Total Quality Management« (TQM) versteht man weltweit -, der Anspruch, den das Kürzel meint, will den Spielraum für hinnehmbare Fehler oder Defekte tendenziell auf Null senken, Abweichungen von dieser Vorgabe werden wegen der großen Präzision, die computergestütztes Design und Computer gestützte sowie roboterisierte Fertigung erlauben, längst nicht mehr in Prozenten, sondern in Millionsteln (ppm, »parts per million«) gemessen; die Ideologie dazu verlangt »total employee involvement« (das heißt, die Leute machen eben nicht »einfach nur ihren Job«, sondern identifizieren sich mit dem, was da veranstaltet wird). Da wissenschaftliche Erhebungen nahelegen, dass achtzig Prozent der Probleme, die ein Produkt verursacht oder aushalten muss, wenn es auf dem Markt oder im Gebrauch ist, schon im Entwurfsstadium stecken, wartet man längst nicht mehr, bis sie »downstream« auftreten, sondern versucht sie über Kooptierung von menschlichen Frühwarnsystemen bereits auf der Designebene zu eliminieren. Das nennt sich Simultaningenieurswesen oder »Concurrent Engineering« (CE) und verpflichtet Personal aus der Produktion, der Wartung (»Kundenservice«), dem Marketing - und manchmal sogar Kunden. Die Firmen tun also, was eine Planungsbehörde im Sozialismus täte: Sie warten nicht auf den Markt, wo sich eine Ware beweisen muss, sondern simulieren ihn mit menschlicher Beteiligung. Aber die Abläufe, die sie dabei implementieren, sind am Tauschwert, nicht am Gebrauchswert orientiert: Da wird geprüft, ob sich eingebauter Verschleiß organisieren lässt, ob man die Kundschaft von vornherein an die Notwendigkeit der einträglichen Um- und Aufrüstung gewöhnen kann, ob sich ohne Schaden für den Absatz Attribute des Produkts einsparen (und diese Einspa rungen durch Ausbeutung von Servicekräften kaschieren) lassen und so weiter. Scheiße, aber wahr.

nik deduziert und sind überall dieselben - ein

Dietmar Dath ist noch nicht genug schwul und muss zur Strafe von Filmkritik leben. In Kürze erscheint sein Buch »Klassenkampf im Dunkeln. Zehn zeitgemäße sozialistische Übungen« (konkret texte 65).

Kurt Palm

4. Kunst und Negation

»Ob ritualisiert oder nicht, enthält Kunst die Rationalität der Negation. In ihren fortgeschrittenen Positionen ist sie die Große Weigerung – der Protest gegen das, was ist.«

»Die Werke der Entfremdung werden selbst dieser Gesellschaft einverleibt und zirkulieren als wesentlicher Bestandteil der Ausstattung, die den herrschenden Zustand ausschmückt und psychoanalysiert. Sie werden so zu Reklameartikeln – sie lassen sich verkaufen, sie trösten oder erregen.«

In den McDonald's-Läden sitzt doch schon eine ganz neue Menschenrasse, die begeistert Scheiße schlürft. Das ist zwar im Einzelfall rätselhaft, aber im Grunde genommen ist es die Ankündigung der Machtübernahme durch die Computer. Da sitzen doch nur noch Zombies, und die an diese neue Welt gewöhnten Kinder brauchen weder Kunst noch Literatur oder Theater und werden nie im Leben auf die Idee kommen, dass das für sie interessant sein könnte. Oder dass irgendein Gedanke interessant ist, der sich nicht unmittelbar in Hamburger umsetzen lässt.«

Das sagte der DDR-Dramatiker, Whisky-Trinker und Zigarren-Raucher Heiner Müller in einem 1990 publizierten Gespräch mit Frank M. Raddatz. Was Müller vor knapp 25 Jahren konstatierte, ist nichts anderes als die Fortschreibung von Marcuses Diktum der »Hölle der Gesellschaft im Überfluss«. Weder Marcuse noch Müller konnten allerdings ahnen, dass sich unsere Gesellschaft in eine Richtung entwickeln würde, die selbst ihre schlimmsten Befürchtungen noch übertreffen würde.

Am Beispiel McDonald's lässt sich das gut festmachen, ist doch McDonald's, wie H & M, Apple, Coca Cola etc., nichts anderes als ein Synonym für den weltumspannenden Konsumterror des Großkapitals. Heute sagt man verharmlosend »Globalisierung« dazu und meint damit, dass ein Hamburger in Wien genauso schmecken muss wie in Sydney, Bangkok oder Buenos Aires. Dass auf diese Weise eine Gleichschaltung der Massen erfolgt, versteht sich von selbst. So, wie der Hamburger weltweit genormt ist, genauso soll auch der Mensch als Kunde genormt sein, der in diesem System zwangsläufig seine Individualität auf den Altären der Konsumtempel opfern muss, um die Verwertungsmaschinerie nicht zu blockieren.

Auch die von Heiner Müller prognostizierte »Machtübernahme durch die Computer« ist längst zu einer alptraumhaften Realität geworden, Fernsehen, Internet, Smartphones etc. sind zu einer gigantischen Vertrottelungsmaschine verkommen, deren Hauptfunktion offenbar nur noch darin besteht, die Leute noch dümmer zu machen, als sie ohnehin schon sind. An diesen Beispielen kann man sehr genau beobachten, wie die Dialektik von Abgestumpftheit und Überreizung funktioniert. Einerseits gilt es, die Massen abzustumpfen, um ihre Bedürfnisse möglichst reibungslos steuern zu können, andrerseits muss die Industrie danach trachten, dieselben Massen permanent in einem gewissen Reizzustand zu halten, um zu verhindern, dass die Lethargie in Gleichgültigkeit gegenüber den angebotenen Produkten umschlägt.

Vor einigen Jahren ist in den USA eine Studie übrigens zu dem Ergebnis gelangt, dass bei Jugendlichen das Selbstwertgefühl proportional zur Anzahl der vor dem Computer verbrachten Stunden sinkt. Der eindimensionale Mensch ohne Selbstwertgefühl, der nur noch als Konsumtrottel funktioniert? Kapital, was willst du mehr!

Kurt Palm, Autor und Regisseur. Zuletzt: »Bringt mir die Nudel von Gioachino Rossini. Kein Spaghetti-Western«, Residenz Verlag 2014. »Kafka, Kiffer und Chaoten«, Spielfilm, 2014. Seit 19. November 1998 ist Palm Mitglied der Society of Jem Casey in Dublin.

Hans Platzgumer

5. Glückliches Bewusstsein – versklavende Zufriedenheit

»In der einen verbleibenden Dimension technologischer Rationalität gelangt das Glückliche Bewusstsein zur Vorherrschaft. Es reflektiert den Glauben, dass das Wirkliche vernünftig ist und dass das bestehende System trotz allem die Güter liefert.«

»Offenbar hat Schuldgefühl im Reich des Glücklichen Bewusstseins keine Stätte, und das Kalkül nimmt sich des Gewissens an.«

»Komfort, Geschäft und berufliche Sicherheit können in einer Gesellschaft, die sich auf und gegen nukleare Zerstörung vorbereitet, als allgemeines Beispiel versklavender Zufriedenheit dienen.«

Der kalkuliert ungetrübte Tunnelblick

Die Eindimensionalität in ihren heutigen Auswüchsen zeigt sich in erster Linie im Aufgeben eines Denkens, das über bereits gemachte Erfahrungen hinausgehen will. Statt weiterführende Mehrschichtigkeit im Denken zu fordern, begnügt sich der moderne

Mensch mit Resilienz. Er umgeht das in jeder Lebenslage notwendige kritische Hinterfragen, indem er sich glücklich und zufrieden gibt, sei es begründet oder nicht. Systematisch wird die Bereitschaft, Gegebenheiten zu reflektieren, durch gute Laune ersetzt. Thumbs up. Aus Bürgern, die Konsumtrottel wurden, werden Volltrottel. Je unüberschaubarer ihnen der Berg der Moderne erscheint, desto williger schauen sie weg. Bei komplexer Problematik greifen simple Ausweichmechanismen, und weil wir nun mal davon ausgehen, dass unsere Welt komplexer ist als früher, verengen wir in kalkulierter Kurzsichtigkeit den Blick aufs Kleine, Beliebige, Harmlose. Ausschweifende, ja utopische Gedanken wagen wir nicht, denn alles Nicht-Handfeste und aus dem Stand nicht Realisierbare gilt als umständlich und ineffizient. Genau das erlaubt die Gesellschaft mit Tunnelblick nicht: das Anbohren des Bergs, in den der Tunnel geschlagen ist. Sie fürchtet nichts mehr, als dass bei Bohrarbeiten hinein ins Unbekannte ihr Tunnel, der dem Monotheismus entsprechend als einzig mögliches System etabliert wurde, einzustürzen droht. Das Erproben dessen, was außerhalb des Tunnels liegt, wird als fundamentale Gefahr gedeutet. Ihm wird vorgebeugt, indem Raum und Zeit so weit verknappt werden, bis sich ein funktionierender Mensch keine Visionen, keine Ausflüge ins Unkonventionelle mehr leisten kann, bald nicht mehr leisten will, bald darauf ganz vergisst. Ein Sklave eindimensionaler Happiness ist er, der nicht nach Befreiung strebt. Er dient dem System, das ihn zerdrückt, weil er kein anderes Ziel als das Licht kennt, das ihm am Ende des Tunnels versprochen wird. Das aber ist erstens kein Licht und zweitens nicht am Ende, sprich

»Jeder Satz ist so wenig in Ordnung wie die Welt, in der diese Sprache kommuniziert wird.«

Ausweg des Tunnels. Vielmehr ist es eine Blendung, die keine Öffnung ist, sondern als Köder dient, um das Tunnelvolk auf möglichst engem und profitablem Weg voranzutreiben. Jeder weiß, der Tunnel ist eine Sackgasse, und dennoch akzeptiert man keine Alternative.

Doch woraus besteht der Berg, der den Tunnel umgibt, wo sind Löcher, Luftblasen, Höhlen, Gänge versteckt? Wo könnten sie uns hinführen, würden wir wagen, sie zu erforschen? Und was ist draußen, außerhalb des Berges überhaupt? Es kann auf Dauer nicht gutgehen, sich dem unbegrenzten Denken zu verschließen. Sturheit ist eine Falle, möglich immer mehr als das, was angenommen wird. Wenn es um die Welt als Eines, als Ganzes geht, müssen Grenzen aufgebrochen werden, alle Grenzen, wieder und wieder. Nur der Mut zur Phantasie kann weiterführen, denn sie ist, was den Menschen weiterbringt. Ein Anhalten mag es sein und ein Verweigern, ein Proben aus Neugier, ein Bohren ins Unbekannte, ein Sprengen aus Überzeugung. Vielleicht ist ein Einsturz des Tunnels die bessere Option, als ständig ihn notdürftig zu kitten? Vielleicht ist auch alles ganz nah und anders als vermutet? Wer Undenkbares nicht denkt, braucht nicht weiter denken. Denn das Leben, das wir kennen, ist immer bloß ein Experiment. Es zu beeinflussen ist, gleich wie es zu verstehen, die immerwährend größte Herausforderung unserer kognitiven Kompetenz.

Hans Platzgumer, österreichischer Schriftsteller, Musiker, Jahrgang 1969, hat in vielen Teilen der Welt gelebt und eine Vielfalt von Veröffentlichungen produziert, darunter dutzende Alben, Theatermusiken, sechs Bücher und zwei Opern. Sein aktueller Roman »Korridorwelt« ist bei Nautilus erschienen. (www.platzgumer.net)

Georg Fülberth

6. Da schlummert Gefährliches

»Freilich gibt es Unglück, das durchdringt, und das glückliche Bewusstsein ist brüchig genug – eine dünne Oberfläche über Angst, Frustration und Ekel. Dieses Unglück gibt sich leicht politischer Mobilisierung her; ohne Raum zu bewusster Entwicklung, kann es zum Triebreservoir für eine neue faschistische Weise zu leben und zu sterben werden.« »Es wäre jedoch Regression, wollte man ›der Phantasie alle Ausdrucksmittel gewähren«. Die verstümmelten Individuen (verstümmelt auch in ihrer Einbildungskraft) würden noch mehr organisieren und zerstören, als ihnen jetzt gestattet ist. Eine solche Freisetzung wäre das ungemilderte Grauen ...«

Mind the Gap

In Frankfurt am Main wurde im Sommer 1964 das Buch »Der eindimensionale Mensch« rezipiert, bevor es gelesen wurde: Herbert Marcuse war Gastprofessor an der Goethe-Universität und las in einem der Hörsäle, in dem sonst Theodor W. Adorno dozierte. Hier trug er vor einem stets großen Auditorium seine Thesen vor.

Es gab erste Kritik. Ein kluger SDSler, Michael Vester, verfasste ein Papier und verteidigte es im Versammlungsraum des Walter-Kolb-Studierendenheims: Marcuse verabsolutiere einige aktuelle Tendenzen und vernachlässige andere. Hundert Kilometer nördlich, in Marburg, meinte man das ein Jahr später genauer zu wissen: die klassische Arbeiterbewegung mit ihren Parteien und Gewerkschaften dürfe nicht völlig abgeschrieben werden.

Das Publikum im Hörsaal schien dagegen mit Marcuse einverstanden. Dass die Arbeiterklasse in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern keine revolutionäre Kraft sei und die sozialistischen Länder ebenfalls nicht, schien evident und entsprach überdies dem eigenen Selbstbewusstsein einer intellektuellen Neuen Linken. Die Differenz der repressiven Toleranz zur repressiven Intoleranz der als faschistisch, halbfaschistisch, opportunistisch oder einfach als unpolitisch wahrgenommenen Eltern empfand man als angenehm, und man versuchte möglichst viel daraus zu machen.

Als Marcuse davon sprach, Entsublimierung sei typisch für den eindimensionalen Menschen, ging ein befremdetes Raunen durch den Saal. Die neueste Errungenschaft war der Kampf gegen die Selbstunterdrückung geworden, wo Über-Ich war, hatte Ich zu sein. Ausgestattet für den Aufbruch in eine neue Pausbackigkeit, zwischenzeitlich sympathisierend mit vorgeblich revolutionären Randgruppen, sich selbst für eine solche haltend,

nahm man amüsiert wahr, wie der braungebrannte, jugendbewegt wirkende Mittsechziger da oben auf dem Podium, den man eben noch gern als Anführer gehabt hätte, errötete, weil er sich nicht verständlich machen konnte.

Georg Fülberth, Marburger DKP-Professor i. R.

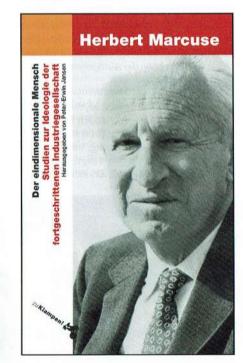
Thomas Blum

7. Ekstatische Hingabe an Routine

»Heute werden die mystifizierenden Elemente gemeistert und in produktiver Publicity, Propaganda und Politik eingesetzt. Magie, Zauberei und ekstatische Hingabe werden in der täglichen Routine zu Haus, im Geschäft und Büro praktiziert, und die rationalen Fertigkeiten verbergen die Irrationalitäten des Ganzen.«

Da steht ein Mann. Er steht an der Bushaltestelle, die nur mit allergrößter Mühe als solche erkennbar ist. Auf allen drei Wänden des Buswartehäuschens sind, hinter bruchsicherem Glas, riesige bunte Hochglanzbilder mit halbnackten Frauen zu sehen, deren halb geschlossene Augenlider und halb offenstehende Münder den Eindruck erwecken, die Frauen ernährten sich von Benzodiazepinen und es habe überdies jemand etwas mit ihren Gehirnen gemacht. »Perfect Beauty« lauten die Worte neben der Großaufnahme eines Gesichts.

Der wartende Mann wirft einen zärtlichen Blick auf sein Pappbrötchen, einen kompakten kleinen hellbraunen Klumpen, den er mit zwei Fingern aus dem kleinen bunten Hochglanzpappkarton angelt, den er in der Hand hält. Die Worte »Ich liebe es« sind auf dem Karton zu lesen. Es kann als ausgeschlossen gelten, dass ein Mensch des 19. Jahrhunderts den Klumpen als Nahrungsmittel identifiziert hätte. Auch auf dem T-Shirt, das der Mann trägt, prangt ein Schriftzug in Versalien: »DEUTSCHLAND«. Auf der Plastiktüte, die er neben sich abgestellt hat, steht: »Ich bin doch nicht blöd.«



Herbert Marcuse Der eindimensionale Mensch Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft

290 Seiten Paperback 24,00 Euro Zu Klampen! Verlag, Springe

Auf einem großen bunten Plakat auf der anderen Straßenseite ist die Frau abgebildet, die oft abends im Fernsehen gezeigt wird und dort Sätze spricht, die an der Stelle, wo andere Sätze Spurenelemente eines Gedankens haben, Motivationstrainerjargon und Sprachwatte haben. Die größte aller Banalitäten wird von ihr in einem Ton verkündet, als handele es sich dabei um eine jahrtausendelang vor der Allgemeinheit verborgene und nun von ihr entschlüsselte Weltweisheit. »Was jeder Einzelne von uns im Kleinen erreicht, das prägt unser Land im Ganzen«, sagt sie. Oder: »Alles, was noch nicht gewesen ist, ist Zukunft, wenn es nicht gerade jetzt ist.« Auf dem Plakat steht geschrieben: »Kanzlerin für Deutschland«. Auf einem Plakat daneben liest man: »Nichts ist unmöglich.«

Die Menschen, die durch den hinter der Bushaltestelle gelegenen neonerleuchteten Supermarkt trotten, wissen, dass nichts unmöglich ist. Und sie wissen, was Glück ist: ein kaltes Bier, ein großes Schnitzel, eines von diesen Fernsehgeräten, deren Bildschirm die halbe Wohnzimmerwand einnimmt. Kurz: Dinge, die man in sich hineintun kann. Die bunt sind. Und laut. Nein, da braucht niemand zu kommen und die Menschen zu belehren.

Zwei junge Männer, die aus dem Discounter kommen, sagen beide etwas. »Super! Boah, ist das geil! So geil!«, schreit der eine von ihnen, der an seinem bis obenhin gefüllten Einkaufswagen zwei noch in Cellophan verpackte Deutschlandfahnen angebracht hat, die er anscheinend soeben erstanden hat. »Voll der Hammer! Der totale Wahnsinn, Alter!«, antwortet der andere, während er wie in Trance auf sein Smartphone sieht. Man weiß nicht, wovon die beiden Männer reden. Oder ob sie

mit dem jeweils anderen reden. Aber das spielt auch keine Rolle. Die gesamte Szene ist schön, so, wie sie ist. Denn sie ist wahr. Da gibt es keinen Zweifel.

Thomas Blum, geboren 1968 in Heilbronn am Neckar, lebt als Schnäppchenjäger und Feuilletonredakteur in Berlin. Ihm gefallen süße kleine Kätzchen und kulturindustrielle Waren, die hübsch aussehen.

Barbara Kirchner

che ist.«

8. Die Sprache gehört den Menschen nicht »Um zu leben, hängen die Menschen von Chefs, Politikern, Stellungen und Nachbarn ab, die sie dazu verhalten, das zu sagen und meinen, was sie sagen und meinen; die gesellschaftliche Notwendigkeit zwingt sie dazu ... Indem sie ihre eigene Sprache sprechen, sprechen die Menschen auch die Sprache ihrer Herren, Wohltäter und Werbetexter ... Was sie meinen, kann nicht für bare Münze genommen werden – nicht weil sie lügen, sondern weil das Univer-

»Aber in Wirklichkeit verstehen wir einander nur durch ganze Bereiche des Missverständnisses und Widerspruchs hindurch. Das wirkliche Universum der Alltagssprache ist das des Kampfes ums Dasein.«

sum des Denkens und der Praxis, in dem sie le-

ben, ein Universum manipulierter Widersprü-

Die Menschen, fand Marcuse, reden wie die Werbung. Man versteht den Satz heute kaum noch, denn die Menschen reden inzwischen ärmer als die Werbung, weil die Werbung wenigstens noch etwas sagt, etwas will (Zeug verkaufen nämlich), das sich auf etwas

bezieht, das der Erfahrung, der Bestätigung, der Widerlegung zugänglich ist. Was sich aber in Internet-Foren oder Amazon-Kundenkritiken äußert, das ist Sprache auf der ziellosen und überflüssigen Suche nach einer Herrschaft, der sie nach dem Mund reden, der sie schmeicheln kann - ein Gestotter, ein Gewürge, ein Haspeln, ein Brei, der sich auf nichts mehr bezieht, was man irgendwie überprüfen könnte. Die Leute dürfen sich jetzt äußern, weil sie es nicht mehr können. Die Widersprüche sind nicht mehr im Leben, sie sind nur noch zu finden im Versuch, sich zu diesem Leben irgendetwas zu denken, denn ein vom Denken, also vom Unterscheiden, Vergleichen, Urteilen weiter entferntes Leben gab es noch nie. Alles ist nur noch, wie es ist. Keine Gegenkraft, Kein Widerwort, und selbst die Zustimmung ist zum Spottbild des auf den Mund gefallenen Idioten verstümmelt: »Gefällt mir«.

Barbara Kirchner ist Professorin für Theoretische Chemie in Bonn. Sie hat einen Roman (»Die verbesserte Frau«, 2002) und, mit Dietmar Dath, die Fortschrittsgeschichte »Der Implex« (2012) verfasst. Zuletzt erschien ihr Buch »Dämmermännerung: Neuer Antifeminismus, alte Leier« (konkret-Texte 61).

Berthold Seliger

9. Gegen Konsumterror und moralische Sauberkeit

»Im gegenwärtigen Zeitalter ist der Sieg über den Mangel noch immer auf kleine Bereiche der fortgeschrittenen Industriegesellschaft beschränkt. Ihr Wohlstand verdeckt das Inferno innerhalb und außerhalb ihrer Grenzen; er verbreitet auch repressive Produktivität ... Er ist genau in dem Maße repressiv, wie er die Befriedigung von Bedürfnissen fördert, die es nötig machen, die Hetzjagd fortzusetzen ...«

»Der Verkauf ihrer Güter geht einher mit Verblödung, Verewigung harter Arbeit und der Beförderung von Enttäuschungen. Unter diesen Umständen bedeutet die Befreiung von der Überflussgesellschaft keine Rückkehr zu gesunder und robuster Armut, moralischer Sauberkeit und Einfachheit. Im Gegenteil ...«

E sist interessant und mitunter bereichernd, auf Auslandsreisen Klassiker der Philosophie oder der Soziologie zu lesen und Gedanken zwischen dem, was man sieht, und dem, was man liest, Pingpong spielen zu lassen. Vor Jahren auf meiner Nordkorea-Reise hatte ich Max Webers »Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus« im Gepäck, und mein Reisebericht in »konkret« begann mit der nicht nur um des Bonmots willen formulierten Behauptung: »Nordkorea ist das katholischste Land der Erde.«

Nun war ich drei Monate in China, habe versucht, den dortigen Postsozialismus besser zu verstehen, und hatte unter anderem Marcuses »Eindimensionalen Menschen« zur erneuten Lektüre dabei. Soll ich nun formulieren: »China ist das kapitalistischste (oder neoliberalste) Land der Erde«? Es wäre nicht vollends an der Realität vorbeiformuliert.

Es ist immer heikel, Bücher, die man liebt und denen man viele Einsichten zu verdanken hat, auf fremde Kulturkreise oder politische Systeme anzuwenden. Wenn Sartre in seinem Baudelaire-Aufsatz sagt, »jeder Mensch hat das Leben, das er verdient«, so mag das für den weißen Mittelschichtsmann

»In der Gesellschafstheorie ist die Anerkennung der Tatsachen die Kritik der Tatsachen.«

in Europa gelten, ist gegenüber Menschen in Afrika oder den Opfern des menschenfeindlichen indischen Kastensystems jedoch nur zynisch. Vorsicht ist also geboten.

Wenn Marcuse so wunderbar gegen Konsumterror, gegen repressive Produktivität und gegen das Befriedigen von konstruierten, erst erfundenen Bedürfnissen anschreibt – ließe sich das etwa auch auf das moderne, postsozialistische China anwenden?

Gleich bei der Einreise nach China begegnet einem das erste Mal, was im Lauf der Monate zu einem der konstitutiven Merkmale der neoliberalen chinesischen Moderne werden wird: das ständige Bewerten und Begutachten der Menschen im Wachstumskapitalismus. Vor dem Schalter, in dem der Einreisebeamte Reisepass und Visum kontrolliert, befindet sich ein kleiner Apparat mit mehreren Knöpfen, die man hinterher je nach Zufriedenheit mit dem »Service« drücken kann - von zwei lächelnden Gesichtern als Topbewertung bis zu zwei traurigen für »sehr unzufrieden«. Die Menschen müssen sich ständigen Beurteilungen unterziehen, pausenlos an ihrer Selbstoptimierung arbeiten, ununterbrochen »funktionieren«, und das aktuelle Ergebnis, der Durchschnittswert aller Bewertungen, ist zum Teil sogar gleich an diesen Geräten ablesbar, etwa bei Mitarbeitern der staatlichen Bank of China, an deren Schaltern man Geld tauscht.

In einem Staat, in dem Wachstum gewissermaßen als oberstes Ziel ausgegeben wird, ordnen sich die im neoliberal-autoritären System Tätigen »freiwillig« unter. Dabei stehen alle unter einem wahnsinnigen Druck - der durch das Befriedigen vorher nicht gekannter Bedürfnisse kanalisiert wird. In jedem Stadtviertel Beijings sind in den letzten Jahren riesige Shopping-Malls entstanden, mit den immergleichen, die Segnungen größtenteils westlicher Konsumindustrien verkaufenden Geschäften, von Adidas (der weltgrößte Flagship-Store des Konzerns steht in Beijing) und Apple über Gucci und H&M bis hin zu den KFC-, McDonald's- und Starbucks-Filialen, die an allen Ecken entstehen und sich großer Beliebtheit erfreuen (der Cappuccino kostet bei der US-Kette in China über 3 Euro, während das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Städters 2013 bei 3.556 Euro lag). Auf den Straßen immer mehr SUVs von Audi, BMW oder Mercedes neben den Lastfahrrädern, auf denen viele Chinesen immer noch die Waren transportieren. Begriffe wie »Kommerzialisierung« oder »Kulturindustrie« sind in China durchweg positiv konnotiert und der »Markt« wird in den Publikationen der Kommunistischen Partei noch unkritischer als hierzulande als Allheilmittel bejubelt. Es ist eine ständige Aufmunterung der Oberen, die Schinderei, die Hetziagd zur Befriedigung der neuen Bedürfnisse fortzusetzen. Und es ist eine Hetzjagd, der sich die Bevölkerung allem Anschein nach bereitwillig und mit dem berühmten chinesischen Pragmatismus unterwirft. Schließlich geht es den meisten Menschen in China heute materiell besser als vor Jahrzehnten, und es gibt die (vermeintliche) Chance, am Konsum teilzuhaben. Ob der Lastfahrradfahrer davon träumt, einmal einen klobigen SUV zu steuern, oder ob es beim Cappuccino-Trinken einmal wöchentlich bleibt der kleine Wohlstand verdeckt das Inferno, das Konsum immer auch darstellt, und befördert unbedingt eine repressive Produktivität. Die chinesischen Mittelschichtsangehörigen können dann in schicken Kunstbuchhandlungen teure Fotobücher kaufen, in denen gezeigt wird, wie Menschen 1976-1983 ohne Konsumterror und Marktwirtschaft gelebt haben ...

Berthold Seliger, Autor und Tourneeveranstalter.

Bazon Brock

10. Gesetzlich organisierte Vertraulichkeit

»Der Grad, in dem es der Bevölkerung gestattet ist, den Frieden zu stören, wo immer es noch Friede und Stille gibt, unangenehm aufzufallen und die Dinge zu verhässlichen, vor Vertraulichkeit überzufließen und gegen die guten Formen zu verstoßen, ist beängstigend. Beängstigend, weil er die gesetzliche, ja organisierte Anstrengung ausdrückt, das ureigene Recht des Nächsten nicht anzuerkennen, Autonomie selbst in einer kleinen, reservierten Daseinssphäre zu verhindern.«

Gefangengehalten wird man »nicht von einem totalitären Regime, sondern von der Zügellosigkeiten der Bürger, deren Vergnügungsund Erbauungsmedien einen zwingen, ihre Töne, ihren Anblick und ihre Gerüche über sich ergehen zu lassen«.

Tan möchte Marcuse zu Ludwig dem Man mochte Marcuse zu Ludwig dem Frommen erheben, denn präziser und weiterreichend hat niemand diagnostiziert, was die Stunde geschlagen hatte. Einziger Einwand: Inzwischen wurde alles noch weit schlimmer, als er es schon für unüberbietbar schlimm gehalten hatte - selbst auf Mikro ebene. Wer heute darum bittet, wenigstens in den Ruheräumen und Saunen keine Musik hören zu müssen, erhält von unbedarften Hilfskräften als Agenten ihrer Herren die pampige Antwort: »Das ist Wellnessmusik und gehört zum Wellnessbereich!« Wer ohne Musikterror ein Abendessen in einem Restaurant einzunehmen wünscht, wird regelmäßig in folgenden Dialog verstrickt: »Die Gäste wollen die Musik!« - »Aber wir sind die Gäste und wollen sie nicht.« – »Das ist Anordnung der Geschäftsleitung. Dagegen können wir nichts tun.« Wer sich fragt, warum in so gut wie allen, selbst teuren, Restaurants solche Offenbarung der Herrschaftslogik geboten wird, findet schnell heraus, dass die Veranstalter für Werbung per Zuspielmusik bezahlt werden - und das zu Lasten der Kunden, die den offenbar völlig veralteten Wunsch äußern, nicht bei Beatrhythmen schlucken zu müssen.

Eine Überbietung der analytischen Kraft Marcuses ist fällig: Es geht nicht darum, die »Autonomie der Bürger zu verhindern«, sondern ihnen einzureden, dass die bürgerliche Autonomie sich gerade in Willkür manifestiere – bedenkenloser Mutwille, der sich bestätigt fühlt durch die Macht der Besitzverhältnisse. Das fügt sich genauestens ins Passepartout, das Marcuses Konkurrent Adorno für die autoritäre Persönlichkeit Anfang der 40er Jahre gerade im Hort der bürgerlichen Freiheit, den USA, zeichnen konnte. Gibt es irgendeinen Bundesrepublikaner, der die BRD nicht als den Hort der individuellen Freiheit bezeichnen würde?

Selbstbewusste Willkür sei nur Petitesse im Alltagsleben, die aufs Ganze nicht zählt? Geht nicht das deutsche Parlament im bedenkenlosen Bruch von Verfassungsgrundsätzen, vertraglichen Verbindlichkeiten und mit angeblicher Alternativlosigkeit von Entscheidungen genauso autoritär vor wie der derartig sich bestätigt fühlende freie Mann? Dass Legalität sich mit Legitimität in der Mehrzahl der Fälle nicht deckt, ist offensichtlich ein so alter Hut, dass ihn keiner mehr aufsetzt. Nichts aber definiert Totalitarismus besser als brutale Legalität, die selbst ihre eigene Bedingung außer Kraft setzt. Da stimmten Adorno und Marcuse überein: Sie fürchteten nicht die Wiederkehr des Totalitarismus/Faschismus durch die Macht gesetzloser Horden, sondern den demokratischen Legalismus.

Bazon Brock, Denker im Dienst und Künstler ohne Werk.

Sonja Eismann

11. Arbeit, Arbeit, Arbeit

»In diesem Sinne gilt die klassische Behauptung, nach der Wahrheit mit Versklavung an gesellschaftlich notwendige Arbeit unvereinbar ist, noch immer.«

»Die Erzeugung repressiver Bedürfnisse ist seit langem zum Bestandteil gesellschaftlich notwendiger Arbeit geworden – notwendig in dem Sinne, dass ohne sie die bestehende Produktionsweise nicht aufrechterhalten werden könnte. Es geht weder um Probleme der Psychologie noch der Ästhetik, sondern um die materielle Basis der Herrschaft.«

rbeiten, arbeiten, arbeiten, an sich, für Asich, work hard, play hard, don't cry, work. Wie sehr Marcuse der Zwang zur Arbeit zu gleichen Teilen empört und angeekelt zu haben scheint, ist gerade heute, wo Vorstellungen von selbstverständlich selbstbestimmter, erfüllender und zunehmend unbezahlter Arbeit alle Lebensbereiche strukturieren, vor allem durch die dem Text eigene Kraft der Negation unglaublich befriedigend zu lesen. Die Minimierung von Armut, Elend und harter Arbeit wird im »One-Dimensional Man« immer wieder als Grundvoraussetzung für ein lebenswertes Leben angeführt, wobei letztere unumwunden als »Plackerei, Unsicherheit und Angst« bezeichnet wird, als »eine anstrengende, abstumpfende, unmenschliche Sklaverei«. Und das eben nicht nur für den Proletarier des 19. Jahrhunderts, der als »Lasttier« zwar die Bürde der Schinderei

schultern musste, dafür aber als »lebendige Absage an diese Gesellschaft« die Widerwärtigkeit ebendieser Arbeit ausstellte, sondern gerade auch für den »organisierten Arbeiter« des Wirtschaftswunders, der nach dem Versprechen der gesellschaftlichen Inklusion eifrig eine »Mitbeteiligung« am »kapitalistischen Unternehmen« anstrebt und dabei stumpfsinnig nur jene Bedürfnisse befriedigen darf, die ihm als »wahr« suggeriert werden. Dass sie das nicht sein können, wie auch alle durchtechnisierten, popkulturell medialen Vergnügungen (Reklame! Fernsehen! Außenbordmotor statt Segelboot!), weil diese repressiven Bedürfnisse nur der Stabilisierung des eindimensional unkritischen Systems dienen, das ist in der latent spießbürgerlichen Zivilisationskritik von Marcuse, der vor dem Geruch der Massen offensichtlich lieber die Nase verschließen wollte, eindeutig, im Zeitalter eines all das begeistert umarmenden Antiklassismus-Popismus bzw. Nowismus aber vielleicht nicht mehr ganz aktuell. Wie auch der von Marcuse angepriesene Rückzug vor diesen Zumutungen in den geschützten Raum des Privaten, der, wie Feministinnen angemerkt haben, für Frauen nie wirklich eine Option bzw. ein Ort doppelter Repressionen war (dabei weiß Marcuse ja auch, dass »(d)ie massive Vergesellschaftung (...) zu Hause (beginnt)«), dem es durch den Tritt in die Öffentlichkeit zu entkommen galt. Trotzdem: Dieser bewusst wimpy angelegten Verweigerung von »Kumpanei und Brutalität«, die mit ihrer Affirmation von Schwäche, Angst und Empfindsamkeit ja auch einen dezidiert unmännlichen Blick auf das Soziale wirft, wohnt bei aller Ausweglosigkeit immer noch ein sehr utopisches Moment inne.

Sonja Eismann, Mitherausgeberin des feministischen »Missy Magazine« in Berlin, las nach Abgabe dieses Beitrags zufällig, wie der von ihr für seine unmännliche Weichheit gelobte Autor in einem Brief an Horkheimer eine seiner »besten Philosophie-Studentinnen«, noch dazu »ziemlich attraktiv«, allerdings »in keiner Weise wichtig«, von diesem bis zum untersten Assi durchreichen wollte – »mit herzlichen Grüßen und Wünschen, auch von Inge«.

Stefan Ripplinger

12. Ausgelebte Phantasien

sind rausgelassene Säue

»Es wäre jedoch Regression, wollte man ›der Phantasie alle Ausdrucksmittel gewähren‹. Die verstümmelten Individuen (verstümmelt auch in ihrer Einbildungskraft) würden noch mehr organisieren und zerstören, als ihnen jetzt gestattet ist. Eine solche Freisetzung wäre das ungemilderte Grauen ...«

»Wie können die verwalteten Individuen – die ihre Verstümmelung zu ihrer eigenen Freiheit und Befriedigung gemacht haben ... – sich von selbst wie von ihren Herren befreien? Wie ist es auch nur denkbar, dass der circulus vitiosus durchbrochen wird?«

Der Begriff der »Regression«, der bei Freud einen genauen Sinn besitzt, verliert ihn, wenn er, wie hier, abwertend gebraucht wird. Aber wessen Regression? Marcuse legt nahe, die Schrecken dieser Welt wären von einfallsreichen Technologen entworfen worden, dabei sind sie die Ernte der Einfallslosigkeit.

»Le matérialisme rationnel«, der Essay von Gaston Bachelard, aus dem das Zitat stammt, der Phantasie seien alle Ausdrucksmittel zu gewähren, plädiert nicht etwa für eine »Freisetzung« oder Umsetzung wüster Einfälle, sondern lediglich dafür, über der Abstraktheit der Wissenschaft »nicht den psychischen Hintergrund, wo die Bilder keimen, aus dem Blick zu verlieren«. Bachelard zeigt, dass Wissenschaft und Kunst auseinanderfallen müssen. Er wirbt dafür, beide zu sehen, beide zu fördern und beide auseinanderzuhalten. Der Bruch des wissenschaftlichen Denkens mit dem der Bilder und des »gesunden Menschenverstands« sei unwiderruflich, Wissenschaftliches Denken dürfe unter keinen Umständen »den gesunden Menschenverstand fortführen«, sondern sei ein »gewagteres Spiel« und setze beispielsweise das Multiple an die Stelle von Identität. Wenn es in seinem Jahrhundert ein »Individuum« gab, das nicht »verwaltet« war, dann war es dieser Philosoph und Poetologe, den Marcuse zum »Wissenschaftler« macht, damit er in den fertigen Zusammenhang passt. Marcuse selbst muss aus Angst vor einer ins Kraut schießenden Phantasie »Grauen«, Zeter und Mordio schreien. Solcher Protestantismus mit anderen Mitteln hat ihn und seine Freunde bei den Muckern beliebt gemacht.

Bei weitem nicht alles im »One-Dimensional Man« ist derart borniert. Etwa hat die Einsicht, dass in der gegenwärtigen Kultur die »Dimension des Anderen« verlorengehe, über die Jahrzehnte an Plausibilität gewonnen. Es ließe sich an vielen Beispielen aus der Kunst belegen, dass eine nicht gegängelte Phantasie, die sich weigert, zu einer »Stätte des wirklich Rationalen« zu versteinern, eine Phantasie, die nicht wissen will, was »falsches Bewusstsein« ist, eine Phantasie schließlich, die

in der »Verstümmelung« und aus der »Verstümmelung« lebt, weil nur, wer unverstümmelte Ganzheit behauptet, endgültige Verstümmelung organisiert, ebenso von dieser Dimension zeugt und ebenso »einverleibt« worden ist wie die sublimierten Werke, die Marcuse bevorzugt und die zu seinem Leidwesen nun bei Hugendubel neben Ratgebern und Kochbüchern stehen.

Stefan Ripplinger, Lumpenintellektueller, noch Berlin-Neukölln (demnächst gentrifiziert).



»Niemand ist zur Konstruktivität verpflichtet, wenn die Welt scheiße ist«



Gespräch mit dem Autor **Dietmar Dath**, konkret-Herausgeber **Hermann L. Gremliza** und den Künstlern des Konzert-Theaters »Der eindimensionale Mensch wird 50« **Thomas Ebermann**, **Robert Stadlober**, **Andreas Spechtl**.

Gremliza: Wer Marcuse sagte in den frühen Sechzigern, der meinte wen? Er meinte Ludwig Marcuse, den Autor von Obszön. Geschichte einer Entrüstung. Ein sehr heiterer, plaudernder Autor, der mir damals viel Spaß gemacht hat. Als ich das erste Mal den Namen Herbert Marcuse las, habe ich gedacht, das sei ein Druckfehler. Aber es war kein Druckfehler, und er wurde der Denker der 68er. Er zog damals Tausende von Studenten in seine Vorlesungen im Audimax der FU.

Dath: Mir fällt auf, dass die anderen, Bloch, Adorno, Horkheimer, Lukács, mit dem Trauma klarkommen mussten, gedacht zu haben, der Fortschritt gehe immer weiter, und auf einmal bricht das Abendland zusammen, und Millionen werden umgebracht. Die Spuren dieser Zeit sind bei all diesen Leuten irgendwie drin. Bloch klingt wie ein Blockwart, wenn er im *Prinzip Hoffnung* über die Jazztänze schreibt, etwas Dümmeres und Roheres und Gemeineres gebe es nicht als dieses Gejaule. Sogar Adorno sagt '54 in »Altern der Neuen Musik«, wenn die da den Zwölfton machen, entartet das zum Wahnsystem. Bei Lukács sind es – vom Ton her – irgendwann Parteitagsreden.

Nur Marcuse klingt immer wie jemand, der ein nüchternes, illusionsloses, aber darin auf eine für mich nicht greifbare Weise optimistisches Referat hält, tatsächlich als Professor der Revolution. Die anderen machen Dichtung, zum Teil auch als defensive Methode im Sinne von: Wenn die ganze Welt von der Sauerei überrannt ist, mache ich wenigstens so gut geschriebene Texte, dass in 100 Jahren jemand in den Katakomben die Adorno-Texte findet und sagt, das ist so gut geschrieben, das ist die Wahrheit. Hat man diesen Unterschied wahrgenommen, und war Marcuse der, der einen am meisten mobilisierte?

Gremliza: Adorno war mir – aber das kann ich nicht verallgemeinern – immer ein hinreißender Polemiker. Nach *Der Jargon der Eigentlichkeit* hätte sich Heidegger eigentlich nicht mehr auf der Straße zeigen dürfen. Das Frankfurter Institut ist ja direkt verbunden mit '68, wobei da die Adorno-Schüler – bis auf Hans-Jürgen Krahl – eher Esoteriker gewesen sind.

Dath: Thematisch oder wie sie geschrieben haben?

Gremliza: Sie waren sehr philosophisch beschäftigt, als es auch auf der Straße losging. Horkheimer war schon auf dem Weg zur katholischen Kirche und Habermas auf seinem Weg ...

Dath: ... zur SPD eigentlich.

Gremliza: ... zum patriotischen Sozialdemokratismus. So dass Marcuse nicht nur der war, der übrigblieb, sondern der dann doch aufregend war. Er brachte dieses Berkeley-Flair mit. Er war der Gott, der mit der Sensation überraschte: Es gibt ja wirklich Juden! Es gab in Berlin keine Juden. Und da kommt ein Jude!

Was mir sympathisch an ihm ist, ist seine Attitüde: Ich weiß nicht, wie das gehen wird. Ich habe keine Ahnung, ob wir noch irgendwas auf dieser Welt voranbringen, also packen wir's an.

Dath: So eine komische Dialektik: Wenn's keine Rolle spielt, ist es sehr wichtig.

Gremliza: Die Sympathie ist geblieben, auch als ich mich mehr in Richtung Lenin orientierte – wir hatten ja doch ein bisschen was gegen das Frankfurter Institut und gegen Leute wie Marcuse, die da aus Amerika kamen.

Ebermann: Deswegen glaube ich, dass man seine verschiedenen Schaffensphasen auseinanderhalten muss. Ich bin mir nicht so sicher, dass sein wahrscheinlich wichtigstes Buch Der eindimensionale Mensch wirklich so inspirierend war, wie nachträglich behauptet. Ich weiß, dass es sein meistverkauftes ist.

Dath: Aber das ist wie: Alle waren in Woodstock.

Ebermann: Das Buch ist durch und durch negatorisch, und wenn man die letzten Seiten ernst nimmt, enthält es das Eingeständnis der Wirkohnmächtigkeit der Kritischen Theorie – dass nur um der Hoffnungslosen willen die Hoffnung gegeben ist, diese Anspielung, dass die Kritische Theorie keinen Weg zwischen dem Bestehenden und dem Zukünftigen zu zeigen vermag, und erst recht kein Potential. Nachdem ein Ausschnitt der Welt geschildert wird – und ihrer Unfreiheit und Despotie –, von dem er selber sagt, das ist der reichste, das ist die Minderheit der Menschheit, die ich beobachte. Ich glaube, wenn man das vergisst, wird immer alles falsch. Wenn ich das ein bisschen zuspitzen darf: Er sagt, die Welt wäre eine Hölle, wenn es überall wäre wie in der Schweiz.

Er zeigt, wie die Menschen um ihre Sprache gebracht werden, wie alles Sprechen nur noch funktional ist, wie man sich nur noch erklärt, wie etwas funktioniert – instrumentelle Vernunft. Er erklärt, wie weit und schamlos das glückliche Bewusstsein in der Gesellschaft vorgedrungen ist, also die Behauptung, mit der Gesellschaft, wie sie eingerichtet ist, zufrieden zu sein. Und er erklärt den unfassbaren Deal, dass wöchentlich Dinge erfunden werden, die angeblich das Leben erleichtern, und die Menschheit immer mehr und härter arbeitet, was eine der ganz großen Absurditäten ist, in denen wir leben.

Der eindimensionale Mensch ist ein ganz klassisches Werk der Kritischen Theorie. Es weiß keinen Weg von hier nach woanders oder ins ganz Andere. Marcuse und Adorno stehen auf demselben Fundament.

Nun passiert in den Sechzigern etwas, das im Eindimensionalen Menschen gar nicht angelegt ist. Nicht, dass das Proletariat sich re-revolutioniert oder sowas, aber es geht ganz schön was ab, in Paris, Lateinamerika, Kuba, Vietnam. Marcuse merkt, dass seine Studenten sich verändern. Das sind Rebellen und keine braven Leute. Und dann ändern sich seine Schriften. Das Ende der Utopie, 1967, Versuch über die Befreiung, dieses überschwengliche »Die bleierne Zeit ist vorbei«, Zitate, die heute blamabel sind, wie: Das ist nicht mehr rückgängig zu machen, was da in Paris war ...

Gremliza: Das klingt, als hätte es Enzensberger gesagt. Und er hat es gesagt.

Ebermann: ... wie schön es in Nordvietnam ist, auf der Parkbank für nur zwei Leute, seine Worte zur chinesischen Kulturrevolution, die Suche nach dem ganz Neuen. So ein bisschen gefällt er auch den Studenten, und ich sage damit nichts Böses, sondern bin fasziniert und glaube, dass das für viele vielleicht der schönste Moment ihres Lebens war, Marcuse zusammen mit 5.000 Leuten an den Lippen gehangen zu haben. Er umschmeichelt sie auch ein bisschen. Seine These, dass die Intelligenzija – neben den Randgruppen – vielleicht vorübergehend das revolutionäre Subjekt ist. Nichts von Adornos Prognose, die seien reintegrierbar, kommt bei ihm vor, weil er fürchtet, die Theorie werde beschädigt, wenn sie auf das Neue nicht reagiert, wenn sie sich nicht zum Unzulänglichen begibt, die damals gängige Behauptung mäßigend, dass man in einer revolutionären Situation stecke. Aber doch ein bisschen zu feiern, dass zum ersten Mal seit 1918 mal wieder richtig was los ist.

Gremliza: Er ist wieder ein bisschen Soldatenrat.

Ebermann: Es erscheint wieder so etwas wie die Möglichkeit grundlegender Änderung. Da dreht er richtig auf. Ich möchte, dass in diesem Streit zwischen Adorno und Marcuse bedacht wird, dass beide recht haben, und nicht, dass wir den einen bewundern, weil er sich eingemischt hat, und den anderen verurteilen, weil er abseits blieb. Aber wenn Adorno an der Geschäftigkeit einiger aktionistischer Linker einige Ähnlichkeit mit dem von der bürgerlichen Gesellschaft geforderten persönlichen Engagement entdeckt, hat er einfach recht.

Dath: Karrierescheiß, ja. Es ist auch heute noch so. Bei jeder kleinen Hypothekenkrise kriegst du als Redakteur sofort jede Menge Artikel von versunken geglaubten Karriereleuten angeboten, die »übrigens auch mal Marx gelesen« haben und nun wie Ameisen, die zum Zucker rennen, endlich mal wieder publiziert werden wollen. Ich glaube auch, dass bei Marcuse 1968 ein zweites Werk anfängt. Nicht nur, weil da was passiert, sondern weil es etwas Neues zu denken gibt. Genau wie bei Marx, als

der von der Kommune hört. Viele gute Theoretiker und Theoretikerinnen fühlen sich eher gestört, wenn irgendwo was passiert. Marx fühlte sich stimuliert davon, wenn's irgendwo knallte.

Thomas hat lebensgeschichtlich und werkbiographisch recht, aber es gibt noch einen anderen Grund für den Eindruck, dass Marcuse der Positivere ist. Du findest bei ihm immer einen zweideutigen oder, positiv gewendet, dialektischen Bezug auf die ganze Tradition. Du hast zum Beispiel in dem Hegel-Buch, was Adorno nie gemacht hätte, einen positiven Bezug auf den Vernunftbegriff. Er ist zwar gegen die instrumentelle Vernunft, aber er sagt, ein Mann, der so vernünftig war wie Hegel, musste mit der Welt in Konflikt geraten. Was dann später passiert, in so einer New-Age-Scheiße in den Siebzigern, oder von Leuten, die sagen, das Schlimme am Kapitalismus ist, dass alles so funktional und vernünftig ist, und deshalb jetzt: Träumen! Seifenblasen! Zirkus Roncalli! Kinder an die Macht! Die also undialektisch sagen, an diesem System ist scheiße, dass es mit dem Gehirn gemacht ist, deshalb machen wir jetzt alles mit dem Arsch und mit dem Bauch, und das ist die Freiheit: Das hast du bei Mar-

Ebermann: Doch, hast du auch.

Dath: Das hast du mal fünf Minuten, klar, wir sind alle mal beduselt. Aber es bleibt dieser Bedrock von positivem Bezug. Wenn Marcuse Vernunft positiv benutzt, habe ich das Gefühl, er versucht, von der Tradition so viel wie möglich mitzunehmen. Adorno sagt an einer der für mich tiefsten und tollsten Stellen, die aber total niederschmetternd ist: Selbst wenn man irgendwann die Versöhnung hin-

kriegt, werden immer noch alle Umgebrachten umgebracht worden sein, werden immer noch alle Geschändeten, Ermordeten, Gequälten gequält worden sein. Also, es wird nie wieder gut. Und bei Marcuse hast du dieses: Ich weiß, es wird nie wieder gut, aber soviel wie möglich rüberzuretten, müssen wir doch versuchen. Weitermachen heißt nicht nur weitermachen, sondern auch aufheben, weiterkarren. Dass jemand die Souveränität hat zu sagen, ich habe einen Zugriff auf das Ganze in dem, was ich hier schreibe – das alleine ist schon, wie du sagst, elektrisierend, beflügelnd. Sein eigener Treibstoff dafür sind dann aber Ereignisse, Vietnam und so.

Ebermann: Er ist einfach ein großartiger Dialektiker. Man mag das Wort nicht aussprechen, weil es so missbraucht ist. Nehmen wir nur mal, wie ausführlich er im Eindimensionalen Menschen das glückliche Bewusstsein beschreibt. Dass das ohne Schuld und ohne Scham ist, dass alles passieren kann, aber das Schlimmste ist, wenn es leider regnet an dem Tag, an dem man an die See fahren wollte. Eine Gleichgültigkeit, die Menschen hässlich macht. Das ist ja eine Realität. Ein ganz kleiner Teil ist schwerst beunruhigt oder aufgebracht, wenn Deutschland zum ersten Mal wieder Krieg führt, in Jugoslawien, und in der Innenstadt sind Zehntausende auf der Suche nach dem günstigen Angebot einer Konsumware.

Gleichzeitig schreibt Marcuse, das glückliche Bewusstsein ist eine dünne Oberfläche über Angst, Frustration und Ekel. Immer gleichzeitig sagt er so etwas wie: Leute, ich weiß, warum ihr Angst vor Muße habt. Ihr dürft nicht ins Denken kommen, weder über die Gesellschaft noch über euer Leben. Dath: Wenn's das Hirn angeht, tut's weh. Auch euch.

Ebermann: Ihr müsst euch amüsieren. Aber ich glaube euch euer glückliches Bewusstsein nicht. Das ist der große Unterschied des Eindimensionalen Menschen zur bloßen Menschheitsbeschimpfung.

Dath: Nestroy sagt: »Der Mensch is gut, nur die Leut san a G'sindel.« Dieser Abstand, der ist die ganze Zeit in dem Buch.

Stadlober: Wobei Marcuse aber auch weiß, warum, und uns als Lesern sagt, klar, ich weiß, dass ihr dieses glückliche Bewusstsein habt, die falschen Bedürfnisse.

Dath: Er tut auch nicht so, als ob er draußen steht.

Stadlober: Und er versteht auch, dass wir, die wir von dieser ganzen Scheiße umgeben sind, vielleicht gar nicht die Chance haben, uns von außen zu betrachten. Das finde ich dann wieder aufregend, dass er tatsächlich eine Lanze für die Menschen bricht, für die er schreibt oder von denen er weiß, dass sie vielleicht rezipieren, was er da schreibt. Weil er auch von dieser Crux spricht, wenn du drinnen bist, ist es sehr schwer, über die Emanzipation aus diesen Verhältnissen nachzudenken. Du kannst das eigentlich nur von außen machen, aber raus kommst du nur, wenn du von außen draufgeguckt hast.

Dath: Was du beschreibst, könnte auch so ein Lebenshilfeautor sein. Das ist er aber nicht. Für mich war immer der Unterschied zwischen einem guten und einem schlechten Arzt: Ein schlechter ist einer, der dir mitleidig sagt: »Das muss ja schlimm sein.« Ich aber will einen Automechaniker, ich will einen, der sagt: »Interessantes Problem, wenn wir es hinkriegen, sterben Sie nicht.« In diesem un-

»Darin besteht die reine Form von Knechtschaft: als ein Instrument, als ein Ding zu existieren. Und diese Existenzweise ist nicht aufgehoben, wenn das Ding belebt ... wenn es ein hübsches, sauberes, mobiles Ding ist.« pathetischen Schlussabsatz, in dem Marcuse von den Arbeitslosen redet, ist das nie Sozialfürsorge nach der Melodie: Komm mal her, du Armer, sondern: Ihr armen Arschlöcher, ihr müsst es halt irgendwie schaffen, aber es gibt kein Anzeichen dafür, dass das gut ausgeht. Auch gerade in der Negativität der Formulierung: Es gibt keine Anzeichen. Es ist aber möglich. Ich nehme euch ernst in eurer Versautheit.

Stadlober: Vor allem, ihr seid auch gar nicht immanent schuld an eurer Versautheit.

Dath: Aber ihr seid auch keine Opfer. Stadlober: Aber es gibt Faktoren, die euch dazu machen.

Dath: Dialektik halt.

Stadlober: Genau, er nimmt auch mich ernst, obwohl ich die ganzen Tabellen nicht durchrechnen kann. Ich fühle mich ernstgenommen, es ist nicht so, dass mir da jemand sagt, die bessere Welt sollte so und so sein, bist du zu blöd dafür, das zu verstehen? Es ist eher so: Ich verstehe auch, wenn du das nicht verstehst.

Dath: Das ist das Gegenteil von Kundenservice.

Ebermann: Man merkt dem Eindimensionalen Menschen an, dass der Autor sich so etwas wie kapitalistische Krise nicht vorstellen kann. Das darf man mit aller Vorsicht über die Kritische Theorie als ganze sagen. Es sind doch mindestens zehn Sätze in dem Buch, die ungefähr aussagen, dass der wachsende Wohlstand in den hochindustrialisierten Staaten unverhinderbar weitergehen wird. So etwas wie Niederlage auf dem Weltmarkt kommt nicht vor – und plötzlich ist Griechenland bankrott.

Es ist vielleicht gut für uns, dass es diesen Fehler gibt. Denn er ermöglicht heute etwas. In der Zeit, in der ich lebe, heißt progressiv sein – wenn ich von ganz kleinen ausgetrockneten Seitenarmen absehe – sehnsüchtig sein nach der Zeit, die Marcuse als Hölle der Gesellschaft im Überfluss beschreibt. Regulierte Arbeitsverhältnisse, wachsende konsumtive Möglichkeiten, gute Lohnabschlüsse, keine Leiharbeit, man brauchte keinen Mindestlohn, weil die Gewerkschaften das geregelt haben, Partizipation am wachsenden Wohlstand – das beschreibt Marcuse als Hölle.

Stadlober: Vor allem sieht er auch, dass es funktionieren könnte, wenn man weniger arbeitet.

Dath: Er traut sich sogar zu sagen: Abschaffung der Arbeit. Nicht Abschaffung der Lohnarbeit, nein, er sagt, Abschaffung der Arbeit.

Stadlober: Er nennt nicht irgendwelche Umstrukturierungen, sondern er sagt, nein, es wäre durchaus möglich, dass wir alle nicht mehr arbeiten müssen.

Ebermann: Und um mich herum ist Sehnsucht nach der Zeit von Helmut Schmidt. Wir haben das Konzept, wie die Krise gemeistert wird, wir wollen reelle Löhne für reelle Arbeit, es interessiert uns nicht, ob Lohnarbeit etwas Demütigendes jenseits der Frage der Lohnhöhe sein könnte. Wir wollen eigentlich den regulierten Kapitalismus und sagen, das ist links. Und dagegen steht Marcuse fundamental. Das ist das Moment, das den Kopf aufmacht.

Spechtl: Die Gesellschaft wünscht sich quasi in die fünfziger Jahre, aber man wünscht sich auch wieder so eine fundamentale Kritik. Ich bin noch relativ jung. Für mich ist das Spannende an Marcuse und Dingen aus der Zeit, dass das so fundamental unversöhnlich ist, überhaupt nicht reformwillig. Das gibt es so nicht mehr.

Dath: So wie er würde man schreiben in einer Welt, in der Aldous Huxley recht hat und nicht George Orwell. In der nicht unterdrückt wird, in der die Leute nicht arm sind, sondern in der sie alle gekauft sind, alle wie Ratten mit einer Elektrode im Kopf, die die ganze Zeit das Glückszentrum reizt. Und trotzdem muss man dagegen sein, obwohl alle grinsen.

Aber es stimmt, Marcuse führt ja den Beweis, warum die Arbeiterbewegung auch nicht mehr gehen würde: Wenn die heute streikten, würde die Produktion halt irgendwohin verlegt werden, wo die Leute für noch weniger arbeiten. Wir brauchen gar nicht mehr über Streik zu reden, wir brauchen keine Gewerkschaften mehr. Was daran natürlich falsch ist, ist, dass wir jetzt sehen, wenn das Kapital sagt, wir exportieren das alles und produzieren da, wo es billiger ist, dann sieht der Streik halt anders aus, dann streiken eben die Transportarbeiter. Das heißt, es gibt schon einen Spielraum. Aber dass Marcuse sagt, es gibt keinen,

ist deswegen so erfrischend, weil er sagt, wenn es keinen gibt, kann man immer noch gegen das alles denken.

Aber was macht man, wenn gar nichts mehr geht? Ich glaube, Hermann hat mal geschrieben: Dann sagt man immer noch, wie die Kuhscheiße aufs Dach gekommen ist.

Gremliza: Marcuse sagt: Die letzte Chance des Ich ist die absolute Negation. Dazu brauchst du keine Gewerkschaften, da brauchst du keinen Glauben, dass Helmut Schmidt das macht. Das ist ein problematisches Konzept, aber ein ...

Dath: ... hilfreiches, sowohl in der äußersten Bedrängnis, wenn du eingesperrt bist, wenn du irgendwo im Straflager bist, als auch in der äußersten Saturiertheit. Wenn du komplett bestochen bist, entmündigt, aber gewiegt und gestreichelt, oder wenn du nur noch auf die Fresse kriegst - an beiden Extrempunkten geht es um Wiedergewinnung von Spielraum. Weil die schlimmsten Situationen nicht die sind, die als Situation schlimm sind, sondern die ohne Ausweg. Man kann durch ganz viel Scheiße durch, wenn man weiß, es gibt irgendeine Perspektive. Die schlimmste Zeit kann aussehen wie ein Vorgartenparadies, in dem man dir aber sagt: So, wie es jetzt ist, bleibt es. Und da sagen Marcuses Bücher: Nein, ich will nicht.

Ebermann: Wer sagt, Marcuse verstoße in Schriften wie Versuch über die Befreiung oder Revolution und Revolte gegen manches theoretische Postulat aus dem Eindimensionalen Menschen, hat bestimmt recht. Er liebäugelt mit dem Generalstreik. Das passt nicht so richtig zu: Das Proletariat ist vollständig integriert. Er freut sich über französische Experimente, bei denen Intellektuelle und Arbeiter Betriebszellen gründen. Er freut sich über bestimmte Sätze von Rossana Rossanda in »il manifesto«, die sagt, es geht nicht um Verteilung, sondern wir wollen ganz anders arbeiten. Er freut sich, dass in der Jungarbei terschaft der USA so etwas aufbricht wie Verweigerung, Abhauen, nicht zur Arbeit kommen, sowas, das wir aus »Easy Rider« kennen. Man kann fast sagen, er freut sich über ein paar Sachen zuviel. Manchmal betrachtet er Hippies und sagt, na immerhin, die wollen keinen besseren Fernseher, sondern gar keinen, ist doch auch was. Darüber muss man heute schmunzeln.

Wenn du zu lange über die Bedeutung der Phantasie schreibst, und zwar richtig schreibst, und hast dann Heiopeis um dich, die denken, der eigentliche Kern des Lebens ist die Selbsterfahrungsgruppe – also schreibt er dann plötzlich, das Wort, das nötig ist, ist revolutionäre Disziplin. Was er gar nicht lei-



den kann, ist das Clowneske und Pubertäre in den Protestformen. Aber er bleibt dabei.

Stadlober: Er hat vor allem den Mut.

Dath: Er hat den Mut, sich mit Zeitphänomenen auseinanderzusetzen. Er zieht sich nicht auf eine theoretische Position zurück, er geht das Risiko ein, dass er vielleicht mit den falschen Leuten mitläuft oder dass er mit denen zusammen etwas abfeiert, das im Endeffekt zu dem Ergebnis führt, das wir jetzt ja alle kennen. Ich weiß nicht, ob er das wirklich reflektiert hat, aber zumindest setzt er sich nicht hin und sagt, ich bin Professor und sitze in meiner Universität, und mir ist alles wurscht, und ich mache theoretische Texte. Er begeistert sich nicht für die als »die anderen«, er schreibt das hin, weil er weiß, die lesen das wahrscheinlich, und dann müssen wir nämlich reden. Denn ich weiß doch ein paar Sachen, die ihr nicht wisst.

Ebermann: Er lügt in einem Brief an Adorno, wenn er schreibt: »Ich gebe den jungen Leuten keinerlei Ratschläge.« Wovon handeln denn die Bücher? Er kann das nicht aushalten, er hat Hummeln im Arsch.

Ich glaube, dass ich kaum einen Autor häufiger zitiert habe als Marcuse. Ihn zu lesen ruft die Erinnerung an Situationen wach, in denen man praktisch ratlos ist.

Dath: Jetzt eine teuflische Frage: Sind es die Inhalte, oder ist es der Ton? Was ich völlig legitim fände. Brauchst du in den letzten 15 Jahren die Stimme mehr, oder brauchst du die Aussagen mehr? Oder kannst du das überhaupt nicht trennen?

Ebermann: Doch, ich bin leider ein Kopfmensch. Ich hätte gerne die Fähigkeit, auch vom Sound hingerissen zu sein, aber das funktioniert bei mir nicht so gut. Deshalb bin ich froh, mit wem ich hier zusammenarbeite.

Unter Linken fühle ich mich umzingelt von verordnetem Optimismus und von furchtbarer Rhetorik. Irgendwas passiert, läuft ganz gut, und das ist der Durchbruch. Das auswertende Flugblatt zu Blockupy in Frankfurt wird wahrscheinlich wieder die Behauptung aufstellen, dass Deutschland seit diesem Tag nicht mehr ist, was es mal war, weil soundsoviele Leute da waren, und wenn weniger Leute da waren, wird der Optimismus anders verpackt.

Mit Marcuse ist es möglich zu sagen: Nein, wir sind in den Arsch gekniffen und chancenlos, aber das ist kein Grund zur Resignation. Resignation ist Einverständnis mit dem Bestehenden.

Bei der Lektüre vom *Implex* habe ich manchmal das Gefühl gehabt, ihr erpresst mich zum Optimismus. Es gibt da eine Passage, da schreibt ihr sinngemäß, die Kritische Theorie habe fast immer recht, aber sie ist so entmutigend. Was ist das denn für ein Satz? Da hat der Dath aber Scheiße geschrieben, denke ich dann. Und ich will auch nicht darüber informiert werden, dass es ganz gut vorangeht mit einer Frauengruppe in Mali. Dann will ich lieber die Trostlosigkeit des Zustands der Welt an mich ranlassen.

Dath: Das hat auch einen biographischen Kern. Barbara Kirchner und ich sind '70 geboren, wir sind in die politischen Sachen rein, als sie gerade überall zusammengebrochen sind. Der Moment, wo ich anfing zu sagen, ich bin Sozialist, ist '88, '89, '90. Und zwar Sozialist nicht im Sinne von: es wäre schön, wenn die Leute nicht so unterdrückt wären, sondern wirklich sozialistisches Lager. In dem Mo-

ment kracht das alles zusammen. Das heißt, Barbara und ich haben in unserem politischen Leben keinen Moment erlebt, in dem wir dachten, jetzt geht's ab, jetzt wird's gut. Und das bedingt ein anderes Schreiben. Für uns ist die Entdeckung größer zu sagen, es ist aber trotzdem nicht alles sinnlos.

Es war schon alles kaputt, als wir den Laden betreten haben, aber wir haben gesehen, etwas anderes als dieser kaputte Laden interessiert uns nicht. Meine politische Sozialisation hat auf Nebenschauplätzen stattgefunden. Wenn die Sehnsucht darüber nicht hinausgeht, was wir da kleinteilig in irgendwelchen AJZ machen, dann haben wir ein Problem.

Bei all diesen Niederlagen, von '33 angefangen, wurde nie gesagt, wir waren zu schwach und haben deshalb verloren, sondern immer fängt die Klugscheißerei an: Konnte ja gar nicht klappen. Theorie wird die ganze Zeit nur missbraucht, um zu erklären, warum irgendwas, das einfach ein Gewaltergebnis ist, bei dem irgend jemand in die Fresse gekriegt und verloren hat, auch »historisch so sein musste«. Und dagegen haben wir einen Affekt.

Natürlich war die Arbeit in den vierziger Jahren und in der *Dialektik der Aufklärung*, erst einmal zu klären, wie viel von den Prämissen ist vergiftet, ist verfault, wo haben wir uns überall geirrt, wo waren wir zu optimistisch. Nur habe ich in meinem Leben erfahren, dass das von Leuten missbraucht wird, die es gar nicht mehr versuchen wollen, indem sie sagen, na ja, der Bolschewismus war ja Quatsch, das steht doch in der *Dialektik der Aufklärung*. Auch Adorno und Horkheimer würden gesagt haben, dass das nicht Sinn der Theorie ist. Eine Niederlage zu erklären ist et-

was ganz anderes, als eine Ausrede dafür zu finden, warum es sowieso nur schiefgehen konnte und man es gar nicht mehr versucht. Das sehe ich bei Marcuse noch am klarsten, aber ich finde das auch bei den anderen.

Was du den Optimismus bei uns nennst, ist einfach nur die historische Erfahrung: Man dachte, es wird gut, und auf einmal passiert eine große Scheiße. Warum soll es nicht irgendwann auch noch einmal andersherum laufen?

Spechtl: Da bin ich dabei.

Ebermann: Ich auch.

Gremliza: Es ist ja mal andersherum gelaufen. Aber das habt ihr ja nicht gewollt.

Ebermann: Marcuse schreibt, in allen Revolutionen war das Moment der Sehnsucht nach Herrschaftsfreiheit präsent.

Gremliza: Nicht in der deutschen Revolution, der ersten friedlichen.

Ebermann: Die kann er ja noch nicht besprochen haben.

Stadlober: Hätte man aber gerne gelesen. Alleine, wie er die Pullis beschreibt.

Ebermann: Marcuse sagt, dass das abhanden gekommen ist, lag nicht nur an mangelndem Klassenbewusstsein, unglücklichen Kräfteverhältnissen, sondern er will untersuchen, was in den Menschen selber zur Sehnsucht nach dem Beherrschtwerden führt. Dann schreibt er, in diesem Sinne ist jede Revolution auch eine verratene gewesen. Und diesen Blick möchte ich auch auf Rebellion behalten. Ich möchte sagen können, was sich da abgespielt hat im Hörsaal des Audimax, war ein großer Moment, egal, was später aus vielen der Leute geworden ist.

Die Eingemeindung von '68, die wir erleben – '68 ist ja kein Bäh-bäh, das ist es nur bei

»Das glückliche Bewrsstsein ist eine dünne Oberfläche über Angst, Frustration und Ekel.«

den linken Dissidenten, dem idiotischen Seitenarm, die müssen unbedingt aufschreiben, das war nur Vorspiel zu Terror und Gewalt der RAE.

Gremliza: Und Götz Aly muss sagen: Wir waren die Nazis.

Stadlober: Wenn ein Cohn-Bendit sagt, den Eindimensionalen Menschen haben wir alle gar nicht gelesen, wenn der mit so einer Haltung an das rangeht, was seinen Aktivismus überhaupt befeuert hat, dann wird das Buch für mich eben wieder spannend, weil es dann nämlich genau gegen diese Leute geht, wenn ich mich damit auseinandersetze.

Ebermann: In Wirklichkeit kommt '68, was ja in einigen Jahren auch 50 wird und geehrt, in den Status, wo deutscher Stolz auf deutsche Rebellion projiziert werden wird.

Stadlober: Wie die Anti-Napoleon-Kriege, Patriotischer Scheiß.

Ebermann: In Abstraktion von den Inhalten wird gesagt: Hat doch modernisiert, hat doch die Welt lockerer gemacht.

Spechtl: Ohne diese Modernisierung hätten wir doch nie wieder Krieg führen können

Ebermann: Es gibt in Frankfurt den Theodor-Adorno-Platz. Mit Denkmal. Und die Bürgermeisterin hält eine Rede, in der sie lügt, dass sich die Balken biegen: »Theodor W. Adorno hat wie nur wenige diese Stadt geprägt. «Er hat garnix geprägt. Was er wollte, ist da nicht präsent. Es gibt eine Rudi-Dutschke-Straße. Es nützt nichts, wenn irgendwelche Linken schreiben, der war auch in Gewalt verstrickt oder sowas. Die gibt es, wir sind stolz darauf. Und wenn verlangt wird, wir dürften nur stolz darauf sein, wenn wir das leugnen, was da an überschüssiger Sehnsucht war, ist es unsere Aufgabe, das zu verteidigen.

Dath: Historische Ereignisse wie die Commune und 1917 gehen eben weder auf in dem, was dabei rauskam, noch in irgendeiner Theorie, sei sie positiv oder negativ. Beides kriegt es nicht ganz zu fassen, und das, hat man das Gefühl, ist bei Marcuse dauernd präsent.

Stadlober: Die Frage, die sich uns von Anfang an gestellt hat: Kann man zu Marcuse Lieder machen, ohne sich wie ein Scharlatan vorzukommen? Damit haben wir immer noch ein bisschen zu kämpfen. Dath: Weil ihr den Abstand wegnehmt, den er hat. Er hat diesen respektvollen Abstand, er sagt: Die machen auch was Wertvolles, und ihr sagt aber: Komm doch mal her! Es ist, als ob man ihm über die Straße hilft, obwohl er da vielleicht gar nicht hinwill.

Stadlober: Genau das versuchen wir zu vermeiden, indem wir versuchen, einen respektvollen Abstand zu halten. Ich maße mir nicht an, Marcuse durchdrungen zu haben, und da fließen dann Songs aus meinen Fingern, die von den Ideen inspiriert sind. Man versucht eher mit dem umzugehen, was man davon verstanden hat, und dann zu schauen, was dabei rauskommt. Ich hatte tatsächlich zuerst die Idee, und auch die Angst davor, dass das ein lustiges Potpourri wird, Kristof Schreuf schreibt seine Kristof-Schreuf-Lieder, Andreas Spechtl-Lieder ...

Dath: Wie ein Tribute-Album sozusagen, wo doch alle wieder nur sie selber sind.

Spechtl: Und das war am Anfang auch so.

Stadlober: Thomas Ebermann macht ja immer seine Klausur in Graz jeden Sommer, da haben wir ihn besucht und uns relativ naiv in einen Proberaum begeben und ein bisschen drauflosgewerkelt an unseren Liedern, weil wir gemerkt hatten, dass das, was wir vorher gemacht hatten, dem Thema eigentlich nicht gerecht wird. Wenn man sich mit so einer großen theoretischen Idee beschäftigt, dann muß das, was wir da musikalisch machen, irgendwie auch damit zu tun haben. Da kann man nicht einfach nur ein paar Textzeilen nehmen und eine lustige Melodie dazu schreiben, sondern das muss irgendwie auch formell etwas damit zu tun haben.

Spechtl: Aber der Grat ist halt schwierig zwischen Lehrstück und nur so einem Tribute-Ding.

Dath: Es geht um ein Verständnis von Pop, von populärer Musik. Cornelius Cardew, ein englischer Komponist, Kommunist, Marxist-Leninist, der aus einer Avantgarde-Tradition kommt, bei Stockhausen und Cage studiert hat, hat in der Zeit seiner sehr ernsten Politisierung eine Broschüre geschrieben: »Stockhausen dient dem Imperialismus«. Er hat gemerkt, dass diese avantgardistische Musik nicht zu antirassistischen Stadtteilfestivals passt, für die er arbeiten wollte. Er hat an-

gefangen, Popmusik zu schreiben, die man singen kann. Und dann hat er festgestellt, dass das irgendwie komisch ist, wenn man Worte wie »Imperialismus« oder »das Proletariat« singt. Ich finde aber gerade diese Experimente, diesen unsingbaren Marx so zu singen, im Rückblick auch eine Leistung. Habt ihr versucht, ein Ergebnis zu finden, wo es dann endlich zusammenpasst, oder habt ihr dieses Nicht-Zusammenpassen auch bewahrt?

Stablober: Momentan bewahren wir es noch.

Spechtl: Das ist ein ganz interessanter Punkt, wo es bei uns unterschiedliche Meinungen gibt. Das, was du gerade gesagt hast so habe ich auch immer Popmusik verstanden, und ich habe auch nie etwas anderes gemacht. Schon immer auch zu sagen, das muss mitsingbar sein, das muss man überall hin transportieren können, das muss greifbar sein.

Dath: Das muss ein Ohrwurm sein ...

Spechtl: Wir changieren noch zwischen: Wir schreiben selbst Texte oder wir vertonen Marcuse! Und dann merkt man, es geht darum, einfache Wörter wie »Proletariat« zu singen, ohne dass man sich wie Degenhardt vorkommt. Das sind so ästhetische Fragen, die zu inhaltlichen werden, die aber jedes Mal wieder aufs Neue diskutiert werden und die auch einen wahnsinnigen Anspruch an die Musik haben. Ich bin mit dem Gedankengang noch nicht fertig, ich glaube, es muss jedes Mal wieder neu ausgefochten werden, ob man das hier singen kann. Es ist auch immer die Frage: Warum singt mir dieser Mann diesen Text, warum redet er nicht?

Dath: Weil es nicht die Funktion hat wie bei einem Arbeiterlied, wo man sagt, das ist halt zum Marschieren, sondern das ist ja schon eher ein kulinarischer Zusammenhang. Kein In-Stimmung-Bringen vorm Steineschmeißen.

Stadlober: Wir machen keine Marcuse-Platte, und wir haben die Bühne, wo es theatrale, szenisch aufgelöste Situationen gibt, auch mit geschriebenen Texten von Thomas oder von uns, die dann mit der Musik zusammen funktionieren müssen. Im Moment arbeiten wird daran, dass die Musik – das hört sich jetzt kitschig an – der emotionale Kern ist. Da gibt es natürlich Versuche, Texte von Marcuse zu vertonen und assoziationsoffene

Bezüge selber herzustellen. Und vor allem eine Musikalität dazu zu erfinden, die eben nicht das ist, was man von uns erwartet – einen seltsamen Stilhybrid, der irgendwo zwischen R'n'B und Post-Dub rumeiert.

Spechtl: Das ist ganz dubbig geworden. Stadlober: Auf eine ganz spannende Art, vollkommen durch Zufall. Ich spiele zum ersten Mal in meinem Leben Bass, das macht total Spaß.

Spechtl: Und ich Schlagzeug.

Stadlober: In den ersten zwei Tagen in Graz haben wir nur gesprochen, sind dann in diesen Proberaum gegangen und merkten auf einmal, dass die Songs, die wir zu Hause im stillen Kämmerlein auf der Wandergitarre geschrieben haben, falsch sind. Wir mussten es vollkommen auseinandernehmen, und da ist auf einmal etwas entstanden.

Dath: Aber das wäre wahrscheinlich nicht entstanden, wenn ihr die Songs von zu Haue nicht dabeigehabt hättet.

Stadlober: Nein, natürlich nicht.

Dath: Das Falsche ist nicht falsch, sondern es ist eine Vorstufe.

Stadlober: Genau so wie bei Thomas, der in seinen zehn Wochen Graz Szenen geschrieben hat, die erstmal, wenn man sie liest, wahnsinnig schlüssig sind. Aber wenn man sie zusammenfügt zu dem, was wir aus diesem Abend machen wollen, merkt man, dass die Songs und die Szenen sich miteinander verändern.

Dath: Wie lang ist der Abend?

Stadlober: Ich schätze zwei Stunden. Aber das kann auch länger oder kürzer werden.

Dath: Mit oder ohne Pause?

Stadlober: Ich favorisiere gerade ohne Pause. Thomas möchte eher eine Pause.

Gremliza: Das ist seine Liebe zur Gastronomie.

Stadlober: Genau, der hat wahrscheinlich irgendwelche Deals mit den Gastronomen.

Ebermann: Nein. Wir schreiben Sätze, die sind Ansprüche. Dieser Abend wird nicht akademisch und huldigt dennoch nicht dem gesunden Volksempfinden. Es ist kein Lehrstück, wir sind nicht die Schlaubärchen und das Publikum soll lernen. Marcuse wird sowohl im O-Ton als auch rezitiert, als auch aus dem Off sprechen. Es wird Songs geben, die an einzelne Thesen angelehnt sind – sehr

fern –, und es wird Songs geben, die an die Kante des »Jetzt übersetze ich das mal« oder »Jetzt ist die Anspielung sehr direkt« kommen werden. Was mich fasziniert, wenn ich dabeisitzen darf, ist, daß die Musiker dazu wirklich im Prozess sind, einen Ton zu finden, in der Musik einen Sound zu finden. Und da liege ich flach und sage: Ihr seid großartig.

Spechtl: Wir haben in den letzten zwei Wochen gelernt, dass es so ganz der Popsong nicht sein kann, und wie man auch so Übergänge finden kann zwischen: wir sprechen, und drunter gibt es schon Musik, und: Wir haben ein Stück, wo es vielleicht wirklich ein Marcuse-Sample gibt, wo er irgendwo reinspricht. Das vielleicht auch etwas Wiederholendes hat, wie ein Refrain.

Stadlober: Wir werden an dem Abend auch Marcuse haben, der wird uns auch unterbrechen. Wir arbeiten gerade daran, dass man auch einen Ort hat, wo Marcuse ist, oder an dem auch Marcuse gesprochen wird von uns, oder er uns auch in Diskussionen oder auch in Songs reingrätscht.

Dath: Was ist ein Theaterabend? Ich mag den Gerhard Stadelmaier sehr, das ist der Theaterredakteur in der »FAZ«, der ist geradezu besessen von seiner Überzeugung, dass keine Stücke mehr gespielt werden, dass überall Bunter Abend ist, dass überall Schlingensief ist – warum spielen die Schweine keine Stücke? Ich gebe ihm da in vielem recht. Vor allem, wenn ich mir angucke, was sie dann spielen anstelle der Stücke. Dann wäre es mir lieber, sie spielen die »Johanna von Orléans« schlecht, als sie spielen auch das schlecht, was noch nicht mal die »Johanna« ist.

Aber natürlich ist das ein Reflex darauf, dass diese Welt kollabiert ist. Wenn du sagst, du spielst »Romeo und Julia«, dann wissen alle: Komm, verarsch mich nicht. Das heißt, du musst irgendwas anderes machen, diese reine Kunstwelt kannst du nicht mehr hinstellen, die kauft keiner mehr. Irgendwann gab's den Brecht – du hast Lehrstück gesagt, das soll es nicht sein. Dann gab's Peter Weiß, der sagte: Wir diskutieren auch noch, und es sind auch noch Sachen aus der Zeitung drin. Das hat Brecht nicht, der hat schon noch versucht, alles zu verbrechten.

Und ihr seid jetzt noch eine Stufe weiter und sagt, naia, doch, die andere Welt kann man schon wieder machen, aber halt nicht als Stück von Ibsen oder von Shakespeare, sondern als Marcuse-Text. Ist das auch ein Versuch, die Kunstautonomie wiederherzustellen? Tut ihr der Kunst damit nicht sogar einen Gefallen? Marcuse hat vielleicht was davon, Politik hat vielleicht was davon, ihr habt vielleicht was davon - aber das Gefühl, dass jemand auch mal erleben kann, was diese Generation erlebt, wenn sie das erste Mal ins Theater geht, ist hier ganz anders. Du hast von Anspruch geredet. Ich frage mich gerade, ob diese Art von Praxis nicht auch eine Rettung sein kann für solche Orte.

Stadlober: Das ist ein sehr großer Anspruch. Aber klar, wenn uns das gelingt ... Ich würde es nicht so formulieren, weil es ziemlich arrogant klingt, aber natürlich ist es der Versuch, eben nicht einen Bunten Abend zu machen, eine Kompilation aus ein paar Marcuse-Texten, dazwischen ein bisschen Musik, sondern dass es tatsächlich ein homogenes Ganzes wird, das wie ein Theaterstück funktioniert, auch dramaturgisch. Also, dass es tatsächlich eine linear nachvollziehbare Geschichte gibt, die aber nicht unbedingt so als

Geschichte erkennbar ist. Also nicht, hier sind Hans, Klaus, Franz und Fritz ...

Dath: In einem klassischen Stück gibt es immer einen Konflikt von Spiel und Widerspiel.

Stadlober: Es werden Fehler von Marcuse vorkommen, die nicht unbedingt für alle als Fehler erkennbar sein müssen, die aber von uns auf der Bühne als Fehler verhandelt werden.

Dath: Ihr widersprecht ihm oder er widerspricht sich?

Stadlober: Er widerspricht auch uns, wir werden uns auch gegenseitig widersprechen – nicht wie bei einer Kneipendiskussion, sondern auf einer formellen Theaterebene. Wir vier sind komplett verschiedene Menschen, die beschlossen haben, zusammen diesen Abend zu machen. Das kann ein Hindernis sein, aber eine Chance: Dass so Leute wie Kristof Schreuf, Thomas Ebermann, Andreas Spechtl und ich, die alle aus verschiedenen Richtungen kommen, aber auf das gleiche Ziel hinauswollen. Und bei jedem zu versuchen, was funktioniert da theatral am besten, und wie kriegen wir das zusammen auf einen Ton, daß es ein runder Abend wird.

Dath: Es gab eine Zeit, wo man gesagt hat, das Problem ist der Werkbegriff, das ist eh eine Ware, wir machen nur noch Prozesse, irgendwo passiert was, einer rennt vorbei, nennt es Kunst, ist wieder weg, und man sieht es nie wieder. Situationismus in gewisser Weise. Und du hast gesagt, es gibt keine Platte. Gibt es eine Aufzeichnung? Gibt es außer dem, was wir hier machen, irgendwelche Konserven, Reste, Spuren für Leute, die da nicht sein können? Kann das jemand sehen, wenn er zu dem Abend nicht hingehen kann?

Stadlober: So weit sind wir noch nicht. Spechtl: Finde ich aber interessant. Stadlober: Dankeschön für diese Idee.

Dath: Werk ist an sich Scheiße, weil Ware, das geht nicht. Und Werk ist an sich gut, weil maßgeblich und gültig, das geht auch nicht mehr. Mir scheint, dass etwas Drittes nötig ist, dazwischen – oder noch besser: darüber.

Stadlober: Man muss Marcuse ja auf jeden Fall zugestehen, dass er sich damals auch mit popkulturellen Phänomenen sehr interessiert auseinandergesetzt hat. Die Gefahr an unserem Abend, die wir verhindern müssen, ist, dass wir auf diese Zeit zurückschauen und uns dann eben an Bob Dylan abarbeiten.

Wir müssen versuchen, ähnlich wie Marcuse offen mit dem Jetzt umzugehen. Man wird ihm nicht gerecht, wenn wir es nicht hinbekommen, auch in der Musik eine Aktualität zu haben. Als wir angefangen haben, die Musik zu machen, haben wir tatsächlich mal diesen irrwitzigen Einfall gehabt, wir gehen da in die Richtung Crosby, Stills & Nash. Und es ist relativ schnell klar gewesen, dass das Blödsinn ist, und darum sind wir jetzt eher bei How To Dress Well oder XX, auch ohne dass wir das eigentlich können.

Dath: Sonst wird es nämlich statt Theater Museum.

Stadlober: Es darf auf gar keinen Fall ein Ohnsorg-Theater der Kritischen Theorie werden. Also etwas, was zum Beispiel beim »Firmenhymnenhandel« funktioniert hat in seiner boulevardesken Art, das funktioniert an dem Abend nicht, weil das eine ganz andere Ernsthaftigkeit fordert. Nicht ohne Humor, natürlich, es soll kein sakraler Abend werden, wo wir uns hinstellen und denen so einen

»Nur in der Kunst hat die bürgerliche Gesellschaft die Verwirklichung ihrer eigenen Ideale geduldet und sie als allgemeine Forderung ernst genommen.« Zweistunden-Monolithen um die Ohren hauen: »Hier kommt Marcuse, bamm!, und jetzt fangt was damit an.«

Ich sehe die Musik momentan auch als eine weiterführende Reflektion dessen, was textuell auf der Bühne passiert ist, wo es Rückbezüge gibt auf Sachen, die vorher verhandelt wurden, die man auch mitbekommen muss, aber wo du eben mit einer anderen Hirnregion teilhast.

Dath: Im Unterschied zum Lesen eines Buchs musst du auch mal kurz aussteigen können und dann wieder reinfinden. Das ist die Chance bei Musik. Die Musik ist unter Umständen selber die Pause.

Spechtl: Da sind wir jetzt auch drauf gekommen, dass wir Instrumentalteile brauchen, mehr als wir dachten.

Dath: Die besten Vorträge, die ich gehört habe, waren solche, wo ich auch mal fünf Minuten den Kopf vom Vordermann angeguckt, nichts gedacht und dann wieder reingefunden habe.

Stadlober: Das ist es, was Theater kann, im Gegensatz zu einem Film oder einem Krimi, wo man der Handlung komplett folgen muss. Du kannst abschweifen, und deine eigenen Gedanken treffen sich dann irgendwann wieder mit dem, was auf der Bühne passiert. Und wenn so etwas an dem Abend möglich ist, dann ist immer noch kein Bunter Abend, sondern das, was ich an kontemporärem Theater gut finde.

Ebermann: Was immer wir machen, und was mir rote Wangen und Aufgeregtheit und wunderbare Gefühle und auch Angst macht, bedeutet nicht, dass etwas anderes abgeschrieben ist. Ich bin sehr skeptisch gegenüber den wuchernden Veranstaltungen von Performance. Ich habe oft das Gefühl, dass Performance gemacht wird aus Unlust, inhaltlich präzise zu sein und genau zu beobachten.

Dath: Tomayer hat mal gesagt, das Feigste ist die abstrakte politische Plastik, und das gilt auch für die abstrakte politische Performance.

Stadlober: Trotzdem kann man nicht so tun, als ob das nicht in der Welt wäre. Man muss darauf Bezug nehmen.

Ebermann: Marcuse schreibt in seinem letzten Werk Die Permanenz der Kunst so viele begeisternd kluge Sachen. Und dann fängt er an, das zu bebildern: die Autonomie der Kunst, das Ringen um die Form, die Nicht-Notwendigkeit der expliziten politischen Forderung, der Antagonismus zwischen Tendenz und Kunst und so weiter; dann kommen die Klassiker der Kritischen Theorie und Kafka und Celan und Beckett ... Und in dieses ganze Ding, wo er beschreibt, welche Tyrannei der Form notwendig ist, und wieviel bedeutenderdiese als der politische Inhalt ist, mit der Denkgewohnheit und Hörgewohnheit und Sprachgewohnheit der Menschen zu brechen. Und als ein leuchtendes Beispiel dienen dann die Hundeiahre von Günter Grass. Und ich denke, ich fall in Ohnmacht. Ich kann ja nachvollziehen, daß du von Beckett oder Kafka oder Flaubert schwärmst, aber von Grass?

Es gibt in verschiedenen Genres Großartiges. Laßt uns nicht sagen: Ab jetzt ist die Zeit, wo man keine Geschichte mehr erzählen kann, oder so etwas, sondern, für diesen Stoff wird etwas gesucht.

Dath: Bei den Leuten, die ich mag, hat man, wenn sie über Fortschritt reden – das Wort, das viel durch den Dreck gezogen und vergiftet und missbraucht ist – immer den Eindruck, Fortschritt heißt Menüerweiterung. Nach dem Motto: Es gibt Dinge, die kann nur diese alte Form. Und das sehe ich dann deutlicher, wenn es eine neue gibt. Es gibt Sachen, die kann nur die Malerei, und wenn sie endlich nicht mehr ein Foto sein muss, weil man ein Foto machen kann, dann sehe ich, was nur die Malerei kann. Oder, wie Swantie Karich mir erzählt hat, als wir an dem Lichtmächte-Buch waren: Ja, ich kann jetzt im Internet die Kunst anklicken, aber wenn zum Beispiel der Sinn eines Kunstwerks ist, das Verhältnis von meinem Körper zu irgendwas rauszufinden, dann muss ich durch diese niedrige Tür ins Museum, und dann habe ich etwas gesehen, das ich nicht gesehen habe, wenn ich es nur anklicke und da mit der Kamera durchgehe. Dann ist die Form adäquat dem Inhalt. Es ist immer die Form von etwas, aber dieses Etwas gibt es eben nicht ohne eine Form.

Spechtl: Ein Abend, der sich theaterwissenschaftlich und musikalisch an Marcuse und den sechziger und siebziger Jahren abarbeitet - das wäre ein Schuss ins Knie. Da muss man schon sagen, hey, Marcuse, das Buch war technisch, gesellschaftlich, musikalisch auf der Höhe der Zeit. Da war ein echt schon alternder Professor, der sich mit Dingen beschäftigt hat - so weit bin ich heute vermutlich nicht an der Zeit dran. Und dem muss man gerecht werden. Oder ihm. Und man kann nicht dauernd behaupten, dieses Buch sei eigentlich noch so aktuell, und dann sagen: Aber den Dylan bringen wir jetzt schon noch mal. Gerade wenn wir behaupten, Marcuse habe eine Aktualität, muss die Aktualität auch eingelöst werden an dem Abend.

Gremliza: Ihr habt natürlich Glück, dass ihr es mit Marcuse zu tun habt und nicht mit Adorno. Ebermann: Natürlich, man hat vor allem dadurch Glück, dass es sein Stil ist, hinter die theoretische Abstraktion das anektdotische Geklingel zu setzen.

Gremliza: Ich dachte an die Passage im »Jargon der Eigentlichkeit«, wo Adorno fast konvulsivische Zuckungen kriegt, dass jetzt ein Jazzmusiker Mozarts Klarinettenkonzert aufgenommen habe, nämlich Benny Goodman. Der kommt natürlich nicht vor, das ist ja weit unter Adornos Würde, einen Jazzer auch noch beim Namen zu nennen. Ich habe die Aufnahme seit dreißig Jahren, und ich habe sie immer geliebt. Wahrscheinlich liegt das an meinem schlechten Geschmack.

Stadlober: Jazz habe ich mir für's Alter aufgehoben.

Ebermann: Wir waren jetzt ja auch ein paar Tage nicht zusammen – ich bin gespannt, was das wieder für bestimmte Momente des Abends bedeutet.

Stadlober: Premiere ist, wenn Premiere ist, bis zur Generalprobe kann alles vollkommen anders werden. Aber momentan gibt es die Idee: Opa erzählt vom Krieg.

Ebermann: Und der wird manchmal etwas gefragt über die alten Zeiten. Zum Beispiel, warum habt ihr Marcuse so in den Schatten gestellt und seid Marxisten-Leninisten geworden? Das kann man ja fragen und kann es, ohne seine eigene Vergangenheit zu denunzieren, selbstkritisch reflektieren. Um ein bestimmtes Lebensgefühl von damals zu bebildern, könnte man den Song »Zwischentöne sind bloß Krampf im Klassenkampf« vorstellen, von einem der größten Lyriker, die wir hatten: Franz-Josef Degenhardt. Heißt das, was ihr jetzt gesagt habt, dass ihr damit nicht mehr einverstanden seid?

»Das was ist, kann nicht wahr sein.«

Stadlober: Nein, das kommt natürlich auf jeden Fall vor. Wir müssen mit all dem umgehen, was wir mitbringen als die vier verschiedenen Personen, die wir sind, und da gehört eben für dich der Degenhardt dazu. Für uns ist es »Live Forever« von Oasis. Oder eigene Kompositionen.

Dath: Thomas sagt, wir sind durch die Kritische Theorie ganz schnell zum Erbe der Arbeiterbewegung durchgereist. Es kommt ein Emigrant, es kommt ein Jude, wir wollen sofort möglichst weit zurück und möglichst in den Kern. Das kann politisch gefährlich und falsch, ästhetisch aber richtig sein. Wenn jemand statt einem Marcuse-Abend einen Rolling-Stones-Abend machen würde, wäre es ganz falsch, nur die Stones zu hören, und richtig, mal die Blues-Leute anzuhören, die die Rolling Stones gehört und daraus die modernste Musik ihrer Zeit gemacht haben. Ästhetisch ist diese Radikalität erlaubt, die sich nicht darum kümmert, was wirklich in der Welt passiert ist. So sehr ich verstehe, wenn Thomas sagt, es war vielleicht ein Fehler, so schnell doktrinär zu werden, so kann es der Kunst sehr guttun, doktrinär im Sinne von entschieden zu werden, auf der Höhe der Zeit, dogmatisch streng, und nicht: Klingt ganz gut, reicht. Sondern sich zu quälen mit dem Zeug.

Stadlober: Quälen ist auf jeden Fall ein richtiger Begriff.

Dath: Je mehr ihr euch quält, um so weniger quält ihr dann die Leute.

Stadlober: Hoffentlich. Wenn man unsere Reflektionen über Marcuse quasi in Kunstformen gießt, dann muss man auch Bezug nehmen auf Sachen, die Marcuse beeinflusst haben, seien es die Surrealisten, sei es Paul Celan oder Walter Benjamin. Neben dem »Verhör eines Intellektuellen« könnte auch Ernst Jandl vorkommen – Sachen, von denen Marcuse vielleicht gar keine Ahnung hatte, die aber für uns in unserem Referenzrahmen Sinn ergeben.

Dath: Du hast bei Brecht dieses »Glotzt nicht so romantisch.« Da werden die Leute erstmal mit etwas konfrontiert, und dann sollen sie rausgehen und KPD wählen. Peter Weiss, nächste Stufe: Eigentlich bringt es nichts, das Stück auf die Bühne zu stellen, ohne dass es diskutiert wird. Es wird noch am selben Abend diskutiert. Das Ding ist auch erschöpft. Warum? Guck mal in so ein Internetforum – das erste, was ich tun würde, wenn
ich eine Webseite machen würde, ist, die Kommentarfunktion auszuschalten. Weil das vollkommen sinnloser Mist ist. Das ist wieder das
Problem mit der Demokratie: Wenn ich einen
Haufen Arschlöcher, die erniedrigt und verblödet sind, abstimmen lasse, kriege ich etwas Erniedrigtes und Verblödetes als Ergebnis. Also ist Demokratie da gerade falsch. Und
genauso ist diskutieren falsch, wenn die Leute alle nur dieselbe Scheiße wiederkäuen in
tausend verschiedenen Farben. Das kann ich
abschalten.

Ich will damit auf das heikle Thema zu sprechen kommen: Wir haben Museum ausgeschlossen, wir haben Bunter Abend ausgeschlossen, wir haben Theater ausgeschlossen, aber gibt es nicht doch das Problem, dass es ein reines Konsumding ist. Wie weit fühlt ihr euch verantwortlich dafür? Peter Weiss' Gedanke war ja, dass es diskutiert werden muss, weil er sich dafür verantwortlich gefühlt hat, dass das auch eine Wirkung hat bei den Leuten. Und bei einer politischen Veranstaltung ist das immer die zentrale Crux, wenn ich zum Beispiel aus etwas vorlese: Ich muss eigentlich genauso lange, wie ich vorlese, noch mal diskutieren lassen, sonst brauche ich nicht so tun, als wäre das irgendwie politisch gemeint. Auf der anderen Seite, wenn die Diskussionen immer dieselbe Scheiße sind, wäre es vielleicht besser, ich lese noch mal eine halbe Stunde länger.

Stadlober: Ich würde es nicht so hart ausdrücken, aber tatsächlich habe ich die Hoffnung, dass die ästhetische Erfahrung dazu führt, dass sich daraus Diskussionen entwikkeln, die aber nicht von uns geleitet und nicht mit uns stattfinden sollen. Die können an dem Abend sein, von mir aus an der Bar. Aber eigentlich hoffe ich – und das ist das, was bei mir tolle Theaterabende gemacht haben –, dass ich erst drei, vier Tage später drauf gekommen bin, was da eigentlich in mein Gehirn reingetan wurde. Auf einmal kommt dir eine Zeile wieder in den Kopf, wenn du in der U-Bahn sitzt.

Spechtl: Man möchte immer mal einen im weitesten Sinne politischen Abend machen, der auch von dem Konzert noch bestimmt wird, auch in der Diskussion nachher

an den Bars. Zu sagen, okay, jetzt sind wir hier soundsoviel hundert Leute im Raum, und das ist das bestimmende Thema, und das treibt uns den Abend lang um, und irgendwann wird es Morgen, und wir gehen raus.

Stadlober: Theater sollte nicht wie eine Diskussion funktionieren, und trotzdem eine Kommunikationsform sein, die vielleicht keine sprachliche ist.

Spechtl: Ich habe auch kein Problem damit, dass die Leute reden während der Instrumentalteile. Sagen wir, statt einer Pause gibt es fünfzehn Minuten am Bass.

Gremliza: Ich habe vor ein paar Monaten beim Aufräumen, weil die Bücherwand eingefallen ist oder einzufallen drohte, viel Zeug weggeschmissen, auch Schallplatten. Und da kam mir eine in die Hände mit einem Stück von Hans G Helms: »Fa:m' Ahnsiesgwow«, von 1959.

Dath: Das Adorno sehr gerühmt hat.

Gremliza: Das ist auf einer ganz ordinären Schallplatte festgehalten und bereitet nach Jahrzehnten noch nicht nur ästhetisches Vergnügen, sondern auch Erkenntnisgewinn. Das nur als Ansporn, das, was ihr da macht, was mit so vielen Überlegungen und intelligenten Erwägungen verbunden ist und mit so viel Materialien, dass ihr das jedenfalls so festhaltet, dass er irgendwo zugänglich wird.

Stadlober: Das ist ja heutzutage eigentlich eh unvermeidlich.

Gremliza: Unvermeidlich ist es in einer Qualität, die man dann doch nicht haben möchte.

Stadlober: Ich bin auch absolut kein Romantiker, der sagt, die Flüchtigkeit des Theaterabends macht die Magie aus. Ich möchte auch, dass, wenn wir da seit fast einem Dreivierteljahr dran arbeiten, dass ich am Ende auch in fünf Jahren noch jemanden etwas geben kann oder dass jemand es an irgend jemand anders weitergibt. Es wird da irgendwas geben. Aber was es genau wird, das müssen wir uns noch überlegen bis zur Premiere.

Ebermann: Am Ende seines Lebens glaubt Marcuse, er muss erklären, dass seine politischen Aktivitäten nicht erfolgreich waren. Er hat ein bisschen ein schlechtes Gewissen. In Die Permanenz der Kunst schreibt er: »Sinnlos, die Verzweiflung zu leugnen, die in dieser Beschäftigung steckt.« Das gefällt mir sehr gut.

Dath: Das war ein bisschen zu lang für den Grabstein, da musste dann »Weitermachen« stehen.

Ebermann: Wir wären auch gerne in wirklichen Bewegungen zugange, die die bestehenden Verhältnisse aufheben, wir geben ein bisschen Hilflosigkeit zu. Das hat auch ein Moment von Flucht auf die Bühne. Wir wollen nicht ausdrücken, das ist jetzt der Weg, so muss jetzt Aufklärung oder politische Emanzipation verfolgt werden. Wir werden im Arbeitsprozess sowas hoffentlich vergessen und denken, es gibt nichts Wichtigeres auf der Welt als das, was wir gerade machen, sonst ist man ja nicht gut dabei. Aber »sinnlos, die Verzweiflung zu leugnen« finde ich wahnsinnig stark: dass ein Mann, der dann 80 ist, noch mal sagt, ich gebe zu, meine letzte große Schrift hat damit zu tun, dass ein paar andere Sachen geplatzt sind.

Stadlober: Das wäre ein Titel für den Abend gewesen. Aber »Der eindimensionale Mensch wird 50« ist auch sehr schön.

Der erste Teil dieses Gesprächs ist in einer Langfassung in konkret 10/14 und 11/14 abgedruckt

»Die Ewigkeit der Lust geschieht durch den Tod der Individuen. Und vielleicht dauert die Ewigkeit nicht sehr lange. Die Welt ist nicht für den Menschen gemacht, und sie ist nicht menschlicher geworden. Indem die Kunst diese Wahrheit festhält, indem sie mit dem Versprechen des Glücks auch diese Erinnerung bewahrt, kann sie als >regulative Idee< in den verzweifelten Kampf für die Veränderung der Welt eingehen.«

»Die Wahrheit ist immer konkret.«

(Lenin)

Magazin für Politik & Kultur. Jeden Monat neu am Kiosk.

www.konkret-magazin.de